Paed. Pr.
120.

d. Pr.
120

Ambach

Die Pestenstadt,

oder

der Matador der Arena.

[illegible] aus den Zeiten des [illegible] gegen die napoleonische Herrschaft.

[illegible] reifern Jugend gewidmet

von dem

Verfasser „der Kinder der Wittwe.“

Mit [illegible] Stahlstiche.

Augsburg, 1849.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

42. [illegible]

Die Todtenstadt,

oder

der Matador der Arena.

Ein Charakter- und Heldengemälde aus den Zeiten des spanischen Befreiungskampfes gegen die napoleonische Herrschaft.

Der reifern Jugend gewidmet

von dem

Verfasser „der Kinder der Wittwe.“

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1849.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

42. ß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Da besonders die politischen Verhältnisse den ganzen thatkräftigen und in der Regel auch den moralischen und religiösen Zustand des Menschen umfassen, so fanden von jeher die Weisesten an Entwürfen zur Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verfassungen eine besondere Vorliebe, sich verpflichtet fühlend, einen Theil ihres Scharfsinnes und ihres tiefen Denkens dieser Art von Entwürfen zu widmen. Diese Weisen ließen uns schöne Ideale möglichst vollkommener Staaten zurück, welche, nach und nach in Anwendung gekommen, das Heil von Millionen gründeten, und in einer fortgesetzten, gelungenen Verwirklichung noch die Wohlfahrt von Millionen und von späteren Jahrhunderten sichern werden.

So gab es in Europa ehedem eine Zeit, wo das was gegenwärtig Urkapital genannt wird,

alleiniges Kapital war. Frei war damals nur der Besitzer von Grund und Boden, Edelmann genannt. Alle Uebrigen waren Frohnen, Knechte. Zwar hatte die Knechtschaft ihre Abstufungen, doch blieb immer der Grundbegriff von Leibeigenheit in denselben, und alle gesellschaftlichen Verhältnisse richteten sich nach dem Sinn der Worte: Herr und Knecht. Auf die Produktivität der Naturkraft verließ man sich in der Landwirthschaft so sehr, daß man die des Geistes in gar keinen Anschlag brachte, ja, sie nicht einmal ahnte.

In jener Zeit war nun freilich der gesellschaftliche Zustand von demjenigen himmelweit verschieden, der gegenwärtig waltet.

Das Gefühl der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit mag wohl hauptsächlich durch die Ausbeutung der edeln Metalle zuerst angeregt worden seyn. Aus dem Schooß der Erde hervorgeholt, verwendete man sie in der Gestalt von Geld und Münze, zur Ausgleichung aller gesellschaftlichen Arbeit, und der Gewerbsfleiß und der Handel, zur Blüthe gebracht, fingen an die ursprünglichen Verhältnisse zu verändern. Land und Boden war nicht mehr alleiniges Kapital, und sobald die Arbeit ein Mittel zum freien Daseyn wurde,

trat immer mächtiger der Trieb nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hervor.

Man nenne das nicht übermüthigen Stolz, denn der Stand des Bürgers hat wahrhaftig eine all' zu achtungswerthe Grundlage, als daß sich diese Gefühle nicht nothwendig einstellen sollten. Das leiseste, unbefangenste Nachdenken und ein einziger prüfender Blick in das gegenwärtige Getriebe geworfen, zeigt ja dem ein Gewerbe treibenden Bürger, daß seine Arbeit es ist, die ihn der menschlichen Gesellschaft werth und unentbehrlich macht.

So, nach und nach immer vorwärts schreitend, war schon im dreizehnten Jahrhundert in Europa fast Alles vorhanden, was zur Bildung eines wahrhaft gesellschaftlichen Verhältnisses zwischen Stadt und Land erforderlich war. Dieses Verhältniß hatte sich jedoch keineswegs ohne Kampf gebildet. Die auf ihren Zwingburgen sitzenden Herren waren weit davon entfernt, die Landwirthschaft als ein Gewerbe zu betrachten, und den Bürger als einen Freien zu achten. Der Kampf zwischen Adel und Bürger entspann sich, und in diesem Kampfe befreite sich endlich der Bürgerstand von allen Kennzeichen der Leibeigenschaft, wobei ihm das Geldbedürfniß der Fürsten als Grundherren, verbun-

den mit dem Umstande, daß dieses Bedürfniß nur von dem Gewerbsfleiß der Städte befriedigt werden konnte, ungemein zu Statten kam.

So wie die Städte mit den römischen Gesetzbüchern näher bekannt wurden, knüpften sie durch Handel und durch rege Betriebsamkeit immer kräftiger und lebendiger ein Bündniß zum Schutze ihrer bereits so sauer errungenen Freiheiten und Privilegien. An Macht und Ansehen gewann alsbald ihre Körperschaft und finster drohend standen allein noch die Raubschlösser der übermüthigen Ritter da, schwer zu ersteigen, ein schützender Damm für Wegelagerer aller Art.

Sobald aber das Schießpulver die Mittel gab, diese übermüthigen Zwingburgen, ohne einen sonderlichen Aufwand von Zeit und Macht, in Trümmer und Asche zu verwandeln, wurde endlich der lange währenden Barbarei der von Plünderung lebenden Markherren ein Ende gemacht. Sie mußten nun auch dem Ackerbau das abzugewinnen suchen, was sie lieber einer starken Faust verdankt hätten. Indeß blieb von dem alten Sauerteige dieser Raubritter und Zwingherren unter allen Völkern leider noch all' zu viel zurück; denn nichts fällt, wie bekanntlich, schwerer, als die Verzichtleistung auf große Vorzüge, und in manchem Gemüthe und in manchem

Kopf blieben diese Vorzüge haften, wenn auch nur als Chimäre oder als ein Hirngespinst.

Schon in der Urzeit versammelten sich die Völker in den Wäldern um an allgemeinen Vorschlägen Theil zu nehmen, die das Gesammtwohl betrafen. Karl der Große hatte zuerst die glückliche und segenbringende Idee gefaßt, das Volk durch Deputirte vertreten zu lassen; denn der Umfang seines unermeßlichen Reiches erlaubte eine allgemeine Nationalversammlung nicht mehr.

Diese Idee Karls des Großen wurde nun in dem Fortschreiten der Zeit immer mehr verfolgt; denn sie war auch wirklich allein im Stande dem Volke seine politischen Rechte zu geben, der Einheit Mehrerer zu nützen ohne der Einheit der Handlung zu schaden, welche Ordnung und eine edle Freiheit mit einander vereinigen. So gut diese Idee war, so mißlang ihre Entwickelung doch nach dem Tode dieses unsterblichen Monarchen, und erst nach Jahrhunderten wurde sie, nach der Erfindung und nach vielmaliger Verbesserung der Buchdruckerkunst, wieder hervorgerufen.

Das Beste der Menschheit zu fördern, erweckt in jedem wackern, edeln Herzen ein wonniges, unnennbares Gefühl. Gelehrte, edle Männer

arbeiteten daher fortwährend an dem Gesammtwohl der Staatsgesellschaften, und an ihren Licht- und Wahrheit flammenden Schriften gleitete die Finsterniß allmälig, wenn auch nur in langsamen, ruckweisen Stößen ab. Muthig kämpften diese Männer auch in den Glaubensstreiten, und trotz der in Spanien erschreckend auftauchenden Inquisition, wo fanatische Wuth im blutigen Auto da fè Tausende marterte und verbrannte, schrieben sie über die Infamie dieses grauenhaften Gerichtes. Hunderttausende wurden so aus träger Gedankenlosigkeit und zu dem Bestreben geweckt, die Lage der menschlichen Gesellschaft zu verbessern; nicht aus selbstsüchtigem Egoismus, sondern einzig und allein aus edelm Weltbürgersinn sollten sie das thun. Mit ruhiger Fassung, mit Wahrheit und Kraft vertheidigten die gelehrten Männer ihre Grundsätze und ihr gutes Recht, gegen ihre Gegner und Verfolger; dafür belohnte sie das Bewußtseyn, ihre wahre Bestimmung als dienende Glieder eines Ganzen für das Wohl aller Nationen, hingegeben zu haben.

Mitten in diesen oft gewaltthätig unterdrückten Bestrebungen brach endlich gleich einem Vulkan, der seine brausenden Lavaströme meilenweit ergießt, die französische Revolution aus dem Schooße Europas hervor.

Diese anstaunenswürdige Staatsumwälzung gab, sobald man sie von ihren Gräueln und schaudervollen Verbrechen, von ihrem Wahn und den vielnamigen Irrthümern reinigt und mit kalter, prüfender Besonnenheit durchschaut, zu der neuen heilbringenden Schöpfung die erste Grundlage. Das Böse strafte sich durch sich selbst, das Gute blieb. Die Jakobiner, die aller Welt den Krieg erklärten, und alle gekrönten Häupter und Gott selbst beleidigten, vernichteten sich wechselseitig immer wieder; an Wahnsinn und Wuth übertraf einer den andern, und sobald aus dem aufgewühlten Schlamm des Verderbens neue Blutmenschen auftauchten, mußten die am Ruder Stehenden die Nacken unter die Guillotine beugen. Der blutige Wagen der Revolution rasselte unaufhörlich fort, jene Wütheriche nach der Reihe zerschmetternd, die ihm den ersten Schwung gegeben. Während dieser Schreckensscenen im Innern Frankreichs, erfochten die Franzosen außerhalb der Gränzen ihres bange aufseufzenden Landes, rasche Siege, um die heimathliche Schmach durch glänzende Thaten und die Blutgerüste, welche viele Edle bestiegen hatten, mit Siegesfahnen bedecken zu können.

Napoleon Bounaparte galt allein noch in der öffentlichen Meinung, und während die Franzo-

sen glaubten, er erkämpfe ihnen eine Republik, griff er plötzlich nach der Krone und setzte sie sich auf's Haupt. Wie der Strauß sein Ei, so hatte Frankreich seine Konstitution leichtsinnig in den Sand hingelegt, ohne sich zu kümmern, wer es ausbrüten werde. Es wurde daher zertreten und der umgestürzte Thron des enthaupteten Königs wieder aufgerichtet. Mit beispielloser Allgewalt ließ sich der Usurpator auf demselben nieder. So rächten sich die verübten Gräuel.

Das Elend und der Geistesdruck, die zuerst in Frankreich die Revolution hervor gerufen, gohren und brausten in allen Ländern Europas, wenn auch nur in geringerem Maaße auf, und seit dem Eintritte dieser Epoche wurden die Zeitungen aller Arten die anziehendste Lektüre, sowohl für den Gelehrten, als wie für den Handwerker und Landmann. Es erschienen Schriften, wie die Paynische, voll kühner Grundsätze, und noch Mehrere, wie sie nur der reinste Weltbürger zu denken vermag. Die blutigen Gräuel, die das wogende Paris geschaut, wurden verachtet; das aber, was zur Förderung der Volkswürde und zu der der Volksrechte gethan worden, fand ungetheilte Anerkennung. Bei dem Durchlesen der jetzt erscheinenden Schriften, verwunderte man sich, daß man über die wichtigsten Angelegenheiten aller Völker

so lange und so tief im Schlummer begraben seyn konnte.

Schande und Schmach auf Jene, die von dem Dünkel der Selbstsucht, des falschen Ehrgeizes und des Eigennutzes getrieben, das Heiligthum der Freiheit, ohne Achtung des Gesetzes, entweihten, unbescheiden, herzlos, ohne liebende Sitte, ohne Rechtsgefühl — ohne Tugend und Frömmigkeit!

Aller Herren Lande entwanden sich langsam der bleiernen Umarmung träger Schlafsucht, und die, die immer noch schliefen, erweckte Napoleon mit dem Donner seiner Kanonen. Sein Uebermuth überstieg alle Gränzen, und als er, durch die Thronrevolution in Spanien begünstigt, über die Pyrenäen schritt, um dem erschrockenen Europa die Unterjochung einer so mächtigen und stolzen Nation zu zeigen, verweilten alle Blicke mit banger Besorgniß auf Spanien. Der Sieg heftete sich an Napoleons Tritte, und als der bisherige König von Neapel, Joseph der ältere Bruder des Kaisers, von der aus hundert fünfzig Mitgliedern bestehenden Junta von Bayonne am 6. July 1808 als konstitutioneller König proklamirt wurde, so hielt Frankreichs Kaiser sein Siegeswerk für vollbracht. Wohl war das königliche Haus überwunden, nicht aber die Nation, die plötzlich gegen die aufgedrungenen Bande zu

wüthen begann. Einig wie ein Mann, der alle seine Zwecke und alle die Beweggründe, die ihn zur That fordern, wohl und gewissenhaft erwogen, erhob sich plötzlich ganz Spanien, beseelt von einer Idee, von der — das Vaterland und die Nationalität zu retten. Eine Revolution überstürzte in wildem hudelndem Drängen die andere, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe hervorgerufen stürzte plötzlich Alles mit den Waffen in den Händen auf die Fremdlinge, die das geliebte Heimatland überschwemmten.

Diese Epoche ist es, die ich in vorliegender Erzählung zur historischen Rame gewählt, in welcher Greise, Frauen, Kinder und Priester für das geliebte Vaterland und für die Nationalität kämpften, und in welcher, besonders in dem uralten Saragossa, jedes Haus und jede Kirche zu einer heiligen Veste wurde. Ueber 40,000 geschlachtete Personen deckten Saragossas bluttriefende, rauchende Trümmer, so daß selbst die Sieger nur unter Schmerz und Schauern von der — Todtenstadt — Besitz nahmen, in welcher nichts mehr ganz war als die Galgen, die man für diejenigen errichtet hatte, die von Uebergabe sprachen.

Da wir nun in einer Zeit leben, die man, im Vergleiche zu der frühern, in Wahrheit als

eine glückliche preisen kann, so müssen wir, um die Ereignisse der Gegenwart richtig und würdig in's Auge zu fassen, unsere Blicke auch auf die meist leidenvolle Vergangenheit zurück werfen. Leichter werden wir uns dann mit dem begnügen, was die Zeit in ihrem steten Vorwärtsschreiten errungen, und mangelt auch noch manches zu der gewünschten Vollkommenheit, so ist doch der Bürger und der Landmann frei und sein Eigenthum gesichert. Gleiche Gesetze bestehen für Hohe und Niedere, und selbst gegen den höchsten Adel kann der ärmste Tagewerker sein gutes Recht erfolgreich geltend machen. Nennt man die jetzige Zeit auch eine glaubenslose, so steht doch der Glaube noch hoch über Allem, gleich den riesigen Glockenthürmen der Städte, die selbst Paläste und Residenzen überragen.

Der Christ wird vermöge seiner Glaubensgesetze glauben, die höchste Vollkommenheit könne hier nicht erreicht werden; huldigt er aber jener edeln Liebe, die der mit Dornen gekrönte König bethätigte, und gibt er sich jener Hoffnung hin, die dieser dem Reuigen verheißen, so ist auch für ihn, in dieser Zeit des deutschen Friedens ein edler großer Kampf eröffnet, ein Kampf gegen den oft unbegründeten Mißbrauch und gegen die Begierden und Leidenschaften seines Innern;

ferner ein Kampf gegen die Verführungskünste gewißer Leute, welche seit der französischen Revolution die rothe Farbe der Jakobinermütze im nach Blut dürstenden Herzen tragen und allzu gerne auch durch Deutschland den Wagen der Guillotine hinrollen möchten, um sich, nach den Prinzipien des Communismus, in die Habe der Besitzenden zu theilen. Geht der Christ aus diesen Versuchungen rein hervor, so hat er das Größte, das Wichtigste und Heilbringendste vollbracht, und kann seine Verdienste mit denen der gewaltigsten Zeitepochen messen; denn in jeder Versuchung Herr und Meister zu bleiben, dazu gehört noch ein höherer Muth und eine energischere Ausdauer als zu einem todesverachtenden Kampfe mit der Waffe in der Hand. —

München im Aerntemonat 1847.

Der Verfasser

Eduard von Ambach.

Erstes Kapitel.

Corrida de Toros.

Zu Anfang des Jahres 1808 wehte der Solano von der Küste Afrikas über das sanft sich wiegende mittelländische Meer nach Spanien herüber, alle Kräfte des Körpers und Geistes auflösend. Es ist dieß ein glühend heißer Südwind, der die stärkste Natur erschöpft, viel Aehnlichkeit mit dem Sirocco in Italien hat, und Schwindel, Entzündungen und nicht selten Geistesverrückung erzeugt. Endlich erstarb der böse Hauch dieses Windes, nachdem er acht Tage lang gewährt. Die Plage verschwand, und wie neu geboren trat die Bevölkerung von Madrid hinaus in die Kühle des Abends, die um so fühlbarer und labender war, je heißer und glühender die Tage gewesen.

Madrid, diese herrliche Hauptstadt Spaniens, ruht auf einer ungleichen, hügeligen, sehr hoch gelegenen Ebene, am Flusse Manzanares, dem sie bei ihrer ziemlich viereckigen Gestalt zwei Seiten ihres Häusermeeres zukehrt. Die Segovir- und die breite, lange und fest gebaute Toledobrücke führen über seine Gewässer.

Auf beiden Brücken war es jetzt sehr lebendig, denn Alles erging sich wie schon erwähnt, in der freien, kühlen Luft. Auf dem Prado (ein öffentlicher Spaziergang) wimmelte es von Lustwandelnden, und als von Santa Maria, von der Klosterkirche der Salesianerinnen und von der des heiligen Philippus das Abendgeläute ertönte, standen die Spaziergänger still; das ehevor heitere Geflüster und das Gesumme der wogenden Menge

verstummte; Kniee und stolze Nacken beugten sich, und wie auf den Promenaden so bewegten sich auch auf den mit eisernen Geländern umgebenen Balkonen, die Lippen in leisem, frommem Gebete. Kaum verstummte aber der feierliche zur Andacht stimmende Glockenton, so erhob sich wieder das Geflüster und das Gebrause der immer zahlreicher anschwellenden Menge, und an den von dichten Alleen beschatteten Springbrunnen des Prado, wie an den Ufern des Manzanares tanzten heitere Paare den in Spanien so beliebten Fandango und Bolero zu den Klängen der Mandolinen, wozu die klappernden Castagnetten den Takt gaben.

Alles athmete Lust und Fröhlichkeit, obgleich schon seit geraumer Zeit der politische Horizont Spaniens so schwarz und drohend umwölkt war, daß nothwendig eine schreckliche Explosion erfolgen mußte.

An diesem Abende, dem ein festlicher Tag folgen sollte, wurde jedoch all' das vergessen was man gelitten.

Das Stiergefecht (Corrida de Toros) ist für den Spanier ein wahres Nationalschauspiel. Ein solches war auf morgen angesagt. Für diese Art von Belustigung steigert sich der Geschmack des Spaniers bis zur unbändigsten, zügellosesten Leidenschaft. Er verläßt alles und opfert alles auf, um sich dasselbe zu verschaffen. Während des Kampfes zeigen die Züge seines braunen, energischen und kühn blickenden Gesichtes die wildeste Freude und den lebhaftesten, größten Enthusiasmus.

Allenthalben, selbst in den kleinen Städten, findet man zu dem Stiergefecht eingerichtete Plätze; denn es ist ja dieß das Fest aller Feste, und sobald es angekündigt wird, trifft Alles Anstalten, um sich geschaart

in die Arena zu begeben. Von allen Seiten strömt das Volk herbei; die Frau verläßt ihre Wirthschaft, der Kaufmann seinen Laden, der Landmann den Pflug, und selbst der geringste Arbeiter würde sich durch die Anbietung eines reichlichen Lohnes nicht abhalten lassen, diesem grausamen, blutigen Spiele zuzusehen.

Schon bei der Ankündigung eines solchen Festes malt sich alsogleich die Freude und die Erwartung des Vergnügens auf allen Gesichtern ab, und Personen von hohem Stande sind so begierig darnach, wie der ärmste Mann. Sorgfältig erkundigt man sich nach den Kämpfern, deren Namen, wenn sie Tapferen und Muthigen angehören, bald durch ganz Spanien hin genannt werden. Man nimmt an ihnen mehr oder weniger Antheil und geht bald zu Gunsten Dieses und bald zu Gunsten Jenes beträchtliche Wetten ein, wie sie in England und wohl auch in Deutschland bei Wettrennen vorkommen. Lang und viel wird über die Talente derjenigen gesprochen, die auf dem Schauplatze als Kämpfer erscheinen; man stellt Erörterungen über ihre Gewandtheit, über ihre Fehler und über ihr Glück an, rühmt ihre Geschicklichkeit, ihre kaltblütige Todesverachtung und ihre Heldenthaten, so daß sie oft mehr gepriesen werden als der tapferste General in der Armee.

Von der Freude begeistert, die der Genuß des so nahen Stiergefechtes gewähren sollte, vergaßen nun auch die lustwandelnden Madrider die böse Zeit. Noch lange sah man schmucke Paare im Prado und an den Ufern des rauschenden Manzanares durch den Mondschein schweben, immer mehr Behändigkeit, Anmuth und Grazie in dem beliebten Fandango und Bolero entwickelnd. Während der Schnee noch auf den Höhe-

zügen der Gebirge lagerte, blühte hier bereits der Oelbaum und die Palme, und durch die vom Saitenklang und Kastagnettengeklapper belebten Parke und Haine, strömte der Wohlgeruch der Blühten und die Düfte der Erstlingsblumen hin, die erst jüngst ihre Knospen und Kelche erschlossen hatten.

Endlich verstummte Gesang, Getön und Gewimmel; auch auf den mit Blumen geschmückten Balkonen wurde es still und einsam, und nur hier und dort ertönte noch ein leises von sanftem Saitenspiele begleitetes Lied, das ein verliebter Sänger unter froher Hoffnung oder unter Herzweh sang, um dem Gegenstand seiner Neigung in poetischen Reimen süße Ruhe zu wünschen.

Diesem Getriebe folgte endlich die Feierstille der Nacht. Hoch am Himmel stand der von zahllosen Sternen umflimmerte Mond, einen sanften friedlichen Schimmer über Madrid ausgießend, wo nun alles dem Schlafe in den Armen lag, umgaukelt von den wildschönen, gewaltigen Bildern des Stiergefechtes, in welchem sich der tollkühne Muth und die Gewandtheit des Menschen mit der überlegenen, rohen Kraft des Stieres und des wilden Büffels mißt.

Mit der Sonne erwachte wieder das Leben, die Leidenschaft und die Ungeduld, und als endlich die Zeit herannahte, wo der letzten Befriedigung werden sollte, eilten die Madrider in flutenden Haufen durch die Straßen. Rasselnd kreuzten sich hier die Wagen, die schweren, rothlakirten und vergoldeten Karossen aus den Zeiten Karls III., die flüchtigen Coupés und die Calessinen, mit heitern Mädchen beladen und vorüberschießend gleich von der Armbrust abgedrückten Pfeilen. Dann die Prunkgespanne der Gesandten und der hohen Ade-

ligen, kennbar an ihren schönen Pferden und an den reichen mit Gold- und Silberborden überladenen Livréen der Diener. Hier bäumte sich ein Hengst von prachtvoller Raçe, aus der Gegend von Cordova, mit einem stolzen Reiter, schäumend und in den Zügel beißend; dort jagte ein Schmuggler vorüber; die markirten Züge und der glühende Blick seines Auges wie manche verharrschte Narbe zeigten von der Verwegenheit und von dem Gefahrvollen seines Geschäftes. Unternehmend und keck saß ihm das andalusische Sombrero auf dem von dunkeln Haaren umwallten Scheitel. Hinter ihm saß sein junges Weib. Sie hielt sich mit den zarten Händen an dem maurischen Sattel fest, und während ihr die Luft, die das feurige Roß ihres Mannes so heftig durchstürzte daß helle Funken hinter seinen Hufen aufsprühten, athemhemmend um's Antlitz wehte, lächelte die muthige Schöne.

Welches Gewühl, welch froher Lärm in dem sonst so stillen, ernsten Volke; welch reges Leben in allen Bewegungen! welche Fülle, welche Wahrheit und welche scharfe Zeichnung der Charaktere! Beglückt und seligfroh strahlten alle Gesichter.

„Das heutige Fest soll das schönste seyn, das seit Jahren in Madrid stattgefunden!“ sprach da einer aus dem Volke zu seinem Kameraden, der sich dicht an seiner Seite durch die Volksmassen drängte. Beide hatten lange und faltige Mäntel schärpenartig um ihre Brust geschlagen, so daß der Kopf wie eingewickelt erschien, und das Kinn und die Hälfte des Gesichtes davon bedeckt war. Da auch große runde Hüte mit herabgeschlagenen breiten Rändern ihre Köpfe bedeckten, so waren sie fast völlig vermummt.

Dieser so zum umschlagen geeignete Mantel, von den Spaniern Emboscar genannt, ist in Verbindung eines solchen breitränderigen Hutes sehr gefährlich. Leicht kann man unter dem Ersten Waffen verbergen, und von dem Zweiten bedeckt schlechte, blutige Streiche ausführen ohne erkannt zu werden. Die Regierung hat daher schon oft den Versuch gemacht, den Emboscar und den zur Vermummung so sehr passenden Hut abzuschaffen. Ihren Zweck hat sie jedoch noch nie erreichen können, denn die Macht dieser Nationalgewohnheit ist bereits zu tief gewurzelt.

„Daß das heutige Fest gar glänzend werden soll, das vernahm auch ich," entgegnete der Zweite den Emboscar fester um sich wickelnd, damit er ihm im Gedränge nicht abhanden komme. „Aus der Siera-Morena, fuhr er fort, sollen über Hundert Stiere in Madrid angelangt seyn. Denke nur, die Bestien sind so grimmig und unbändig, daß sie die zahmen Stiere, die sie führten, anfielen und einem halben Dutzend davon die Bäuche aufrießen."

„O das wird herrlich werden!" jauchzte der Erstere. „Die Stiere, recht wild und unbändig, liebe ich und wenn ich denke, daß Carlos Sotello von Saragossa, der berühmteste Matador der je in einer Arena den wilden Stier fällte, auftreten wird, so brennt mir das Blut vor Freude fast die Adern durch."

„Ja, ja!" lachte der Andere. „Carlos Satello ist ein Waghals von seltenem Muthe und von seltener Gewandtheit! Er soll noch nie einen Fehlstoß gethan haben. Tief und sicher senkt er jedes Mal dem Stier das Schwert in den Nacken, und während er es geröthet und rauchend herauszieht, grüßt er mit so edlem Anstande die hohen Herren und Damen die dem

Schauspiele beiwohnen, wie es ihm noch Keiner gleich gethan.“

Während dieses Gespräches waren die Beiden durch das Thor von Alcala geschritten, vor welchem die Plaza de los Toros, der Cirkus, liegt.

Mit todesgefährlicher Hast drängte sich hier Alles die Stufen hinan. Zum Kampfe begeisternd schmetterte die Militärmusik durch die Lüfte. Jetzt erschallte ein Trompetenstoß; das Wogen und Brausen der Volksmenge legte sich, der Gouverneur gab ein Zeichen, und nun begann das Fest.

Die Torreadores (Stierkämpfer) erschienen jetzt zu Pferd in der Arena auf ihren maurischen Sätteln, mit gefütterten Kamaschen von Büffelleder, die bis zur Hälfte der Schenkel reichen. Sie trugen seidene buntgestickte Westen, enganliegende rothe Beinkleider und graue Hüte. Auf ihren Steigbügeln ruhten hohe Lanzen.

Hinter diesen schritten die Capinhos (Kämpfer zu Fuß) einher, angethan mit gestickten seidenen Hosen und Strümpfen. In der einen Hand hielten sie lange rothe Tücher, in der andern Banderellas mit Stacheln und Streifen von farbigem und Goldpapier besetzt. Zuletzt folgte der Matador, Carlos Sotello, auf einem feurigen Hengst, malerisch und geschmackvoll gekleidet.

Die Torreadores senkten nun die Lanzen vor König Karl IV., vor seiner Gemahlin und vor Ferdinand, dem Prinzen von Asturien.

Nachdem der Matador die Arena umritten, zog er sich zurück; die Torreadores und Capinhos blieben.

Jetzt trat Don Emanuel Godoy, der sogenannte Friedensfürst in seine Loge, die an Pracht mit der des Königs wetteiferte. Freundlich grüßte ihn der König und noch freundlicher die Königin, Prinz Ferdinand

aber verbeugte sich steif und kalt, und wechselte dabei die Farbe.

Die Stierkämpfer freuten sich, daß das Salutiren schon vorbei war, denn vor dem Emporkömmling Don Emanuel Godoy, den jeder ächte Spanier glühend haßte, hätten sie nur mit Widerwillen die Lanzen gesenkt. Da sich erst kürzlich das Volk wider ihn empört hatte, so erstaunte man über die Dreistigkeit, mit welcher er hier erschien. Doch die Freude des glänzenden Festes, das bereits eröffnet war, und das ungestümme Brüllen eines schon außen harrenden Stieres verdrängte bald die bitteren Gefühle, die sich nun alle in Schaulust auflösten.

„Toro! Toro!“ rief jetzt Alles, und ein schwarzer, riesiger Stier stürzte gleich einer Windsbraut in die Arena. Seine Augen funkelten und die Haare seines gewaltigen Rückens sträubten sich, wie die Stacheln eines Igels. Mit einigen gewaltigen Sätzen erreichte er die Kämpfer zu Pferde, die ihn fest in ihren Steigbügeln erwarteten, und mit ihren langen Spiesen abzuweisen suchten. Ohne Zaudern rannte er sogleich auf einen derselben los. Er versprach ein herrliches Gefecht, und Jedermann interessirte sich für das kräftige und muthige Thier.

Sobald nun einer der Torreadoros ihm die Spitze seiner Lanze zu kosten gab, wendete sich der Stier mit der Biegsamkeit einer Schlange um, und riß mit einem gewaltigen Stoß seiner Hörner einem der Pferde den Leib auf. Mächtig floß das Blut aus der klaffenden Wunde; das arme Thier bäumte sich vor Schmerz und schlug Rücklings mit dem Reiter nieder. Von dem Erfolge dieses Stoßes ermuthigt, warf sich nun der Stier neuerdings auf Roß und Mann, die sich im

Sande wälzten, und während nun das Leben des gestürzten Reiters in der augenscheinlichsten Gefahr schwebte, erreichte der Enthusiasmus den höchsten Grad.

Alles klatschte in die Hände; unter dem stürmischen Rufe: „Bravo, Toro! bravo!“ Vergebens hielten zwei Capinhos dem Stiere ihre rothen Tücher hin; er achtete nicht auf sie, faßte den am Boden Liegenden mit den Hörnern am Gürtel und schleuderte ihn einige Schuhe in die Höhe. Um das wüthende Thier nun ferner von dem verwundeten Kämpfer abzuhalten, sprengten zwei Torreadores herbei, und von allen Seiten gehetzt und gedrängt, ließ der muthige Stier endlich seine Beute los und kämpfte mit seinen neuen Gegnern.

Zwei Pferde blieben noch todt in der Arena, die Reiter setzten über die Schranke und überließen, wie üblich, den Fußkämpfern den Platz.

Diese liefen nun auf den Stier zu, warfen ihm mit Raketen gefüllte und mit scharfen eisernen Dornen gespickte Banderellas auf den Nacken, wo sich diese einhackten und krachend ihr Feuerwerk entluden, das den nervigen Hals des Thieres versengte. Der Stier brüllte vor Schmerz und Wuth, schüttelte den monstrosen Kopf und suchte ganz rasend gemacht, seine Feinde zu durchbohren, zu zerschellen. Einer dieser verwegenen Leute trat ihm nun wiederholt in den Weg, und so oft man glaubte, das wüthende Thier werde ihn an die Hörner spiesen, stellte ihm der Waghals mit Gedankenschnelle den kleinen, schönen Fuß auf den Nacken und sprang leicht und anmuthig, wie eine Tänzerin über die tödtliche Gefahr hinweg. Als der Stier nun durch leichte Verwundungen und durch die barbarische Neckerei mit den Banderellas zu dem höchsten Grimme gereizt war, sprangen auch die Fußkäm-

pfer sämmtlich über die Schranken, und der Matador, Carlos Sotello von Saragossa, berühmter als Costillares, gewandter als Vitoriano und schöner und anmuthiger als Antonio von Estramadura, trat in die Arena.

Aller Augen richteten sich auf ihn, den ruhmgekrönten Zögling Romero's; seine Weste von scharlachrother Seide, die so eng seinen Leib umschloß wie die weiße mit ächten Goldborden besetzte Hose seine Beine, zeigte die herkulischen Formen seiner Arme und Brust.

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, sobald Carlos erschien; denn Jeder war überzeugt, daß er in der nächsten Minute den berühmten Matador beklatschen werde, der noch niemals einen Fehlstoß gethan.

Mit Anmuth lächelte der Held des Festes und neigte freundlich grüßend die schlanke Taille während der Stier, ihm kaum auf sechs Schritte gegenüber, seinen Angriff zu überlegen schien.

Es war dieß ein wildschönes Gemälde. Der schlanke, athletische, junge Mann stand bewegungslos seinem schrecklichen Feinde gegenüber, der mit dem Fuße in dem Sande scharrte, und ein hohles, heiseres Brüllen vernehmen ließ, vergleichbar dem dumpfen Rollen eines fernen Donners.

Eine Todtenstille trat ein, und gefesselt von dem ergreifenden Interesse dieses blutigen Dramas saß Jeder stumm und regungslos auf seinem Sitze. Jetzt erschien endlich jener gewaltige Moment, den Alle so ungeduldig herbeigewünscht. Brüllend warf sich der Stier auf den Matador. Keck und behend wich ihm dieser aus. Lauter, stürmischer Beifall ertönte. Carlos durchlief dankend und mit dem Schwerte grüßend mit wohlge-

fälligem Blicke die festlich geschmückten Bogen, die der Einfassung eines Bildes gliechen, in welcher sich malerisch die Gruppen der Schaulustigen präsendirten.

Plötzlich, als Carlos seine Gewandtheit entfalten sollte, fuhr er zusammen; der Gelenke Kraft und der Muth dieses energischen Menschen schienen gelähmt. Er blickte noch ein Mal zu der Loge empor, die eine so mächtige Wirkung auf ihn geäußert. Don Emanuel Godoy saß in derselben, neben ihm die Prinzessin des Infanten Ludwig Anton, die Don Emanuel, ihren Gatten, zu einem Mitgliede der königlichen Familie gemacht. Ein sarkastisches Lächeln zuckte um die Lippen des Friedensfürsten, als wolle er sagen: „Leidest Du etwa noch unter den Einwirkungen des Solano, dessen glühender Hauch erst gestern verwehte, weil Du mich wie einen Christusverräther anstarrst.“

Carlos Blick wühlte in dem stürmischen Meere des Volkes, das seiner Kaltblütigkeit donnernde „Bravos“ rief. Mit seinen glühenden Augen und mit seinem, auf dem Rande der Lippen bebenden Grolle, schien er das Volk aufzufordern, die Aufmerksamkeit auf die Loge zu richten, wo, nach seiner Ueberzeugung, ein Unwürdiger neben der königlichen Familie prangte. Es verstand ihn jedoch Niemand als Prinz Ferdinand, der ihm mit einer hastigen Bewegung die Gefahr kund gab, in der er sich befand; denn tödtete Carlos jetzt den Stier nicht zur Sekunde, so war er offenbar verloren. Zaudernd führte er nun einen ungewißen Streich nach dem wüthenden Thier, und zwar in dem Augenblicke als es das Haupt senkte, um ihn mit den spitzen Hörnern zu fassen. Das Schwert blieb in dem sehnigen Nacken, den es schwer und tief traf, stecken. Carlos sprang auf die Seite, er war entwaffnet und der Stier rannte

mit dem mörderischen Eisen im Genicke davon, das bei jedem Satze tiefer in die Wunde eindrang.

Die Menge, die noch eben zahllose „Bravos" gerufen, schleuderte jetzt Schmähungen in gleicher Anzahl nieder. Der gefeierte Carlos Sotello wurde ein ungeschickter Fleischerknecht gescholten und als er entrüstet die Faust gegen die Menge ballte, die keine Ahnung hatte weßhalb er dießmal fehl gestoßen, so antwortete ihm ein schallendes Hohngelächter.

Wohl zeigte jetzt der wüthende Carlos auch dem Friedensfürsten die krampfhaft geballten Fäuste, da man aber glaubte es gelte dieß dem allgemeinen Hohne der ihn überschüttete, so fiel seine Bewegung nicht im Mindesten auf und brachte keine andere Wirkung hervor, als daß Hohn und Spott in doppeltem Maaße gespendet wurden.

Mit Mühe nur gelang es der Obrigkeit Carlos zu schützen, der, so lange man ihn als Matador kannte, eben den ersten Fehlstoß gethan und dem Volke, weil es ihn verhöhnte, die geballten Fäuste gezeigt hatte. Ohne das Dazwischentreten der Polizei wäre er bestimmt mißhandelt, vielleicht gar erschlagen worden.

„Carlos Sotello, der gepriesene Matador, er fehlte bei dem glänzendsten Feste einen so tapfern Stier, daß dieser nun wie im Schlachthause verendet! Nein, das ist unverzeihlich, das ist infam!" So sprach man sich selbst in den Logen aus.

Während dessen wankte das muthige, gemarterte Thier; fiel, erhob sich wieder, lehnte sich brüllend an die Schranken, brach dann zusammen, wälzte sich stöhnend im Sande und verendete.

Als sich das Ungestüm und der Zorn der heißblutigen Spanier gelegt hatte, ließ der Zeremonien-

meister den Matador vor sich fordern und verwies ihm auf eine ernste Weise, bei der jedoch Theilnahme durchschimmerte, seinen Fehler, der Alle so sehr erbitterte.

Carlos hatte seine Fassung, seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen. Er entschuldigte sich mit kurzen, aber edeln Worten und schwur bei der heiligen Madonna, daß er nun keinen Stier mehr fehlen werde.

Zum Kampfe begeisternd rauschte wieder die Militärmusik durch die hohen, weiten Räume der Arena. Carlos hielt seinen Schwur. Er erlegte an demselben Tage noch an zwanzig Stiere und die Zuschauer mußten es sich gestehen, daß sie Carlos nie mit so viel Anstand und Keckheit fechten gesehen, denn so viel kalte Verwegenheit und eine so gewandte, fast übermenschliche Kraft hatte er noch nie bewiesen. Es wurde ihm daher auch ein rasender Beifall, denn Jeder, der ihn vorhin geschmäht hatte, suchte das, was er ihm angethan, durch stürmisches Beifallsklatschen und durch Bravorufe wieder gut zu machen. Selbst der Friedensfürst, der dem Matador vorhin einen so höhnenden und zugleich drohenden Blick zugeworfen, klatschte Beifall und Carlos, der jetzt die Aufwallungen seines glühenden Blutes männlich beherrschte verbeugte sich gegen Godoys Loge. Sein Antlitz wurde aber dabei so bleich wie der Schnee der auf den ewig kalten Höhen der höchsten Gebirge lagert und sein Schwert, das an diesem Tage so oftmaligen Tod gegeben, zitterte in seiner sehnigen Faust. Um die gewaltigen Gefühle auszuhauchen, die in seiner Brust stürmten wie die sprudelnde Lava in dem Krater eines Vulkans, öffnete er etwas die Lippen die sich krampfhaft in die Höhe zogen und eine Reihe blendend weißer Zähne zeigten;

dann trat er zurück, mehr vor Groll als vor Erschöpfung zitternd.

Während vorhin Carlos den muthigen Stier fehlte, wodurch eine Unterbrechung des Festes und der Freude entstand, stellte sich ein Polizeisoldat an den Eingang einer Loge die das Volk inne hatte. Ein Mädchen von etwa sechszehn Jahren erbleichte und als nun die todten Stiere durch Maulthiere aus der Arena gezogen wurden und die Menge sich allmählig verlor, so blieb das Mädchen allein noch in der Loge, die der Polizeisoldat bewachte, sitzen. Sie wurde ergriffen und folgte ohne Widerrede in's Gefängniß.

Diese Unglückliche war eine Dienerin, und um sich eine Karte zu dem Stiergefechte zu kaufen, hatte sie, sonst stets rechtlich und treu, ihre Dienstherrschaft bestohlen, wodurch am deutlichsten erhellen mag, wie sehr das spanische Volk diese blutige Belustigung liebt.

Das Stiergefecht dauerte noch sechs Tage. Ueber hundert Stiere wurden geschlachtet und in den hohen, wie in den niedern Kreisen sprach man nur von Carlos Sotello, dem kühnen, gewandten, schlanken und schönen Matador der Arena. Dieses barbarische Fest kostete mehrere Menschenleben und dennoch bezauberte und elekterisirte es wie immer die Spanier.

Es liegt für den Gebildeten ein großer Widerspruch darin, wie ein kultivirtes, durch den Einfluß der Religion nothwendig zu sanften Gefühlen gestimmtes Volk, sich an dem Grausen des thierischen Todes vergnügen könne, wobei, bis er endlich erfolgt, auch manches Menschenleben, im Ringen mit überlegenen rohen Kräften, vernichtet wird.

Indem es den Stier und das Pferd vermindert, ist das Stiergefecht für Spanien auch nachtheilig; denn diese beiden Thierarten haben besonders in diesem Lande gar viel Werth für den Menschen, weil dort der Stier nicht sehr gemein ist und die gute Pferderaçe schon damals selten zu werden begann.

Die Leidenschaft ist jedoch zu mächtig um zu prüfen, und erst in der neuesten Zeit sah sich die spanische Regierung durch den vorerwähnten Grund veranlaßt, diese barbarischen Belustigungen zu vermindern.

Carlos Sotello, der während dieses Festes einen stürmischen Beifall ärntete und seinen Ruhm glänzend bewährte und erhöhte, war, nach Beendigung desselben, in Madrid nicht länger aufzuhalten. Für ihn begeisterte, junge Leute wollten ihm zu Ehren heitere Feste anstellen, er aber dankte und gab vor, daß ihn ein frommes Gelübde in die Einsiedelei des heiligen Hieronymus auf den Berg Montserat rufe.

Zweites Kapitel.

Der Friedensfürst.

Die Natur des Menschen birgt in sich eine unbegränzte Vervollkommnungsfähigkeit, die durch Fleiß und durch die rechte Anwendung der Verstandeskräfte bei dem Einen mehr, bei dem Andern minder hervortritt, ohne daß jedoch der vollkommenst Scheinende jene vollendete Vollkommenheit erreicht, welche nicht in unserer zeitlichen Natur begründet, sondern der Ewigkeit vorbehalten ist.

Jene Erfahrungen, welche die Vorältern gemacht, sollen für die Nachkommenschaft nicht verloren gehen, damit die Gedankenlosigkeit besiegt, die edle Aufklärung

gefördert und ein nützlicher Weltbürgersinn gegründet werde; ja, ein nützlicher, wohlerwägender und frommer; dann hält das Volk zusammen wie eine Kette, seine Rechte auf edle Weise schirmend, nicht aber die Dämme und Schranken, welche die weltliche und geistliche Obrigkeit der Ordnung halber hinstellt, zertrümmernd; denn ein wild losbrechendes Volk, vom Wahne ergriffen, übersteigt alle Schranken und das große Geheimniß der Volksmacht wurde besonders in der französischen Revolution erschreckend enthüllt. Ihr mußte das Heer, der Hof und der Thron weichen.

Noch am 28. April 1789 wurden zu Paris, in der Vorstadt St. Anton, die tobenden Verseiller durch eine Schwadron Soldaten in die Flucht getrieben, während schon am 13. Juli desselben Jahres die Waffenplünderung in der königlichen Rüstkammer und im Invalidenhause, Tages darauf die wüthende Eroberung der Bastille, und bald nach ihr die allgemeine Umbildung der Linientruppen in Nationalgarden erfolgte.

So viel Erschreckendes diese Vorfälle für die Fürsten hatten, so verlockend und auffordernd waren sie für die Völker und während nun in den folgenden Jahren alle Landesherren die Zufriedenheit des Volkes zu erhalten suchten, wurde Spanien von Don Emanuel Godoy rein ausgeplündert. Godoy stammte aus einer unbekannten adeligen Familie in Estramadura und diente als gemeiner Gardist in der königlichen Garde.

Die Natur hatte Godoy mit einem gefälligen Aeussern und mit einer schönen Gesangstimme ausgestattet, was die Aufmerksamkeit der Königin rege machte, die damals neben Karl IV., diesem schwachen Monarchen, auf dem Throne saß.

Ludwig Godoy, der Bruder des nachmaligen, gewaltigen Ministers und Friedensfürsten, besaß vor diesem die Gunst der Königin, fiel aber in Ungnade, weil er um die Hand einer Hofdame anhielt. Emanuel, schöner als sein Bruder und gewandter im Gesang und Guitarrspiel, trat nun rasch in die Gunst der Königin. Unglaublich schnell stieg er von einer Ehrenstelle zur andern und wurde in kurzem Finanzminister, ein Posten auf welchem er Spanien plünderte und bei den meisten Banken Europas bedeutende Summen in dem Vorgefühle anlegte, einst plötzlich vertrieben zu werden.

Nicht nur für Emanuel Godoy, sondern auch für seinen Vater und für seine Geschwisterte, sorgte die Königin. Emanuels Vater, der bis jetzt unbeachtet gelebt, trat plötzlich aus der Einsamkeit hervor und erhielt die Stelle eines königlichen Kanzlers in Madrid. Seine Schwester nahm die Königin als Kammerfräulein zu sich und verheirathete sie an den Vicekönig von Mexiko, Marchese Loranciforte. Einer seiner jüngern Brüder wurde zu ansehnlichen Kirchenämtern, und sein jüngster, kaum vierzehn Jahre alt, zu einem Cavalerieofficier ernannt.

Obgleich der Emporkömmling, Emanuel Godoy, schon auf einer für ihn glänzenden Schwindelhöhe stand, so war die Königin doch stets bestrebt, mit immer höheren Würden ihren verdienstlosen Liebling zu umgeben, und auf eine unbegreifliche Weise verband der König, ihr verblendeter Gemahl, ein gleiches Bemühen mit ihren Absichten.

Im Jahre 1792 wurde Godoy Grand von Spanien und erhielt den Titel Herzog von Alcadia. Kaum war dieß geschehen, so hing ihm der König den Orden

des goldenen Vließes um, in einem Brilliantwerthe von 200,000 Thalern.

Das Alles war jedoch noch nicht hinreichend, und der schwache König glaubte den Günstling seiner Gemahlin noch glänzender auszeichnen zu müssen. Rasch nach einander ernannte er ihn zum Staatssekretair, Primierminister, General-Kapitain, und als der so immer höher Steigende am 20. Juli 1795 zu Basel den Frieden mit der Republik abgeschlossen, erhielt er den Titel: Principe de la Paz, (Friedensfürst) und ein prächtiges Landgut ohnweit Granada, welches eine Jahresrente von 50,000 Piaster eintrug.

Zwei Jahre später wurde Godoy durch seine Vermählung mit der Prinzessin des Infanten, Ludwig Anton, ein Mitglied der königlichen Familie, und die Königin von Portugal erkannte ihn als ihren Cousin an.

Als Godoy hinlänglich das Land geplündert hatte und sich in der Ministerstelle immer unbehaglicher fühlte, so legte er diese nieder, und der König schuf für ihn die Würde eines Großadmirals, und aus dem kurzen Kriege gegen Portugal ging er als Obergeneral der spanischen Land- und Seetruppen hervor. Mit der höchsten Gewalt im Militär verband er durch die Stelle eines Reichskonsulators, welche er auch noch erhielt, nun auch die höchste Gewalt im Civilsache, und ward so neben dem unthätigen König Karl IV. unumschränkter Herrscher in Spanien. Laut Königs Befehl war Jeder gehalten, ihm gleiche Achtung wie der Person des Königs selbst zu bethätigen.

Die schnelle Erhebung Godoy's von einer glänzenden Stelle zur andern, sein unbändiger Ehrgeiz, der je höher er stieg, zu einem immer höhern Fluge ange-

blasen wurde, sein Stolz, womit er den hohen, spanischen Adel behandelte, und sein unablässiges Bestreben, die Mitglieder seiner Familie immer höher zu sich herauf zu ziehen, beleidigte die spanischen Großen.

Schon im Jahre 1796 bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn, seine Entsetzung und Entfernung beabsichtigend. Dieser Plan wurde jedoch noch zeitig genug von dem Friedensfürsten entdeckt. Er ließ seine Feinde, die ihm als die Gefährlichsten däuchten, verhaften und heimlich in gräberartige Kerker stoßen. Von dieser Zeit an nahm seine Herrschsucht mehr zu als ab und der spanische hohe Adel wurde von ihm mit immer brutalerem Stolze behandelt.

Unaufhörlich trachteten die Großen darnach, den König über Godoy's Charakter aufzuklären und ihm die verblendeten Augen zu öffnen. Ihr Bemühen war jedoch fruchtlos; denn der Emporkömmling saß all' zu tief in der Gunst des schwachen Monarchen.

Da nun in der Zeitfolge König Karl seinem Sohne Ferdinand, Prinz von Asturien, nach dem Tode seiner Gattin befahl, die Schwester von Godoy's Gemahlin zu ehelichen, so begann sich auch der Groll in der jugendlichen Brust des ein und zwanzigjährigen Prinzen zu regen. Stieß auch die Verehelichung mit Donna Maria Louisa de Bourbon, der Schwester der Gemahlin des Friedensfürsten, die der Prinz in zweiter Ehe ehelichen sollte, gegen die Convenienz nicht an — denn Maria Louisa von Bourbon war die Enkeltochter Philipps V. — so sträubten sich doch die Gefühle des jungen Prinzen gegen diese Heirath, weil er wohl wußte, sie sey ein Werk Godoy's. Schon längst war der Prinz von Asturien gegen den Friedensfürsten eifersüchtig; denn er sah nur allzu deutlich, daß sich dieser Elende alle

Mühe gebe, ihm die Huld seiner königlichen Aeltern zu entziehen. Die Räthe des jungen Prinzen billigten seine Abneigung gegen eine Verehelichung, durch die er in eine nähere Berührung kam mit einem Manne, den Alle als eine Geißel der spanischen Monarchie betrachteten, verachteten und tödtlich haßten. Er sollte sich nach dem Dafürhalten seiner Räthe von dem Kaiser der Franzosen eine Gemahlin von seinem Hause oder nach seiner Wahl erbitten.

Ferdinand ließ daher am 11. Oktober 1807 ohne Vorwissen des Königs und der Königin sein deßfallsiges Gesuch an Napoleon gelangen, auch stellte er sich von dem Jammer des Landes gerührt, das Godoy geplündert und empört über die Einkerkerung manches Edlen, an die Spitze von einer gegen den berüchtigten Friedensfürsten unternommenen Verschwörung.

Da aber selbst die innersten Gemächer des jungen Prinzen mit Godoy's Spionen angefüllt waren, so erhielt dieser bald von Allem Kenntniß. Gewandt und zungengeläufig, wie er war, kostete es ihn wenig Mühe, vor dem schwachen König darzuthun, daß der Recurs des Erbprinzen an einen fremden Souverain als ein empörerischer Eingriff in das väterliche und königliche Ansehen zu betrachten sey, wie er auch weitschwülstig erörterte, was Spanien von dem Infanten zu erwarten habe, der keinen Anstand nehme, sich an die Spitze eidesvergessener Meuterer zu stellen.

Bei diesem Berichte gerieth der König in den Glauben, es sey jetzt der Augenblick gekommen, wo er auf eine recht glänzende, imponirende Weise sein Ansehen zeigen und sich vor dem Volke und dem Adel wichtig machen könne. Er gab sich daher Mühe Philipp II. nachzuahmen; der unthätige, schwache Mann

hatte jedoch mit Philipp nicht die mindeste Aehnlichkeit. Den Hermelinmantel auf der Schulter und geschmückt mit den Insignien der königlichen Würde begab er sich alsogleich von seiner Leibwache begleitet zu seinem Sohne, nahm ihm mit eigener Hand den Degen ab und ließ dann den Verhafteten nach dem Palast von Eskurial führen und in einem verhängnißvollen und düstern Gemache einschließen, an welches sich die traurigen Erinnerungen an Don Carlos knüpfen, der hier die letzten Stunden seines Lebens verseufzte.

Mit diesem energischen Schritte zufrieden, klagte nun der König in einer weitläufigen Proklamation, seinen Sohn des Hochverrathes an.

Das Gefängniß des Prinzen wurde mit zahlreichen Wachen umringt, seine Papiere weggenommen und nur Godoy's Spione gingen bei ihm aus und ein. Die Vertrauten des Prinzen, wie der reiche Herzog von Infantado, der Marchese von Ayerbe, der Kanonikus Escoiquitz, sein Erzieher, und noch mehrere andere Adelige, nebst der ganzen Dienerschaft des Thronerben wurden auf sechszig Stunden von Madrid und von den Lustschlössern verwiesen. Wie sehr Godoy den schwachen König beherrschte, mag aus folgendem Bruchstücke einer Deklaration Karls IV. erhellen, in welcher er seinen Sohn Ferdinand in folgenden harten Worten anklagt:

„Ich lebte im Gefühle des Glückes, von meinen Unterthanen als Vater geliebt zu werden, und überließ mich daher, die Staatsverwaltung in den besten Händen wissend, der Ruhe im Schooße der Meinen. Plötzlich enthüllte mir da ein Edler (er meinte Godoy) den abscheulichsten, unerhörtesten Plan, der im Innersten meines Palastes gegen meine Person sich entspann.

Mein Leben war meinem Nachfolger zur Last und er, mein Sohn, trat an die Spitze einer Verschwörung, die meine Entthronung beabsichtigte. Ich habe daher dem großen Rath die strengste Untersuchung gegen den Hochverräther befohlen.“

So stellte Karl IV. in Spanien und Europa seinen Sohn als der Beabsichtigung des Vatermordes überwiesen hin. Diese Anklage überschritt die Gränzen aller Wahrscheinlichkeit, denn Ferdinand hegte nie den schwarzen, gottverlassenen Anschlag, dem Urheber seines Lebens das seine nehmen zu wollen, und das, was er that, erklärt sich einfach und natürlich durch das Gefühl, sich dem Emporkömmling überall vorgezogen zu sehen. Vielleicht beschlich ihn auch die Ahnung, Godoy möchte nach dem Tode seines Vaters in die Ordnung der Erbfolge eingreifen und sich selbst auf den Thron setzen.

Da die Königin mit ächtem stiefmütterlichem Hasse stets auf den Prinzen blickte und ihr schwacher Gemahl nur durch ihre Augen und durch die des unwürdigen Günstlings blickte, so hätte der Prozeß im Eskurial für den Eingekerkerten gar leicht dieselbe Richtung nehmen können, wie der des unglücklichen Don Carlos, welcher seinen düstern, traurigen Kerker nur verließ, um in den Tod zu gehen.

Da indessen der damals so gefürchtete und gewaltige Napoleon gewißer Maaßen in diese Angelegenheit verwickelt war und der französische Gesandte ohne eigentlich befugt zu seyn, den innigsten Antheil an diesem Prozesse nahm, so fand Godoy es für gut, ihn rasch niederzuschlagen. Der Prinz sollte eine von dem Friedensfürsten aufgesetzte Schrift, worin ihn dieser das was er gethan gar demüthig bereuen läßt, unterzeichnen, worauf sich ihm der Kerker öffnen würde.

Empörten sich auch die natürlichen Rechtlichkeitsgefühle des Prinzen gegen diese Zumuthung, so kannte er doch die furchtbare Macht gegen die er stritt Jung und voll glänzender Ansprüche an das Leben schauderte er vor dem Ende eines Don Carlos zurück und der Gedanke, hingeschlachtet zu werden wie jener unglückliche, von einem unnatürlichen Vater dem Tode geweihte Prinz, überrieselte ihn eine eisige Fieberkälte. Er unterzeichnete daher, nicht erwägend wie sehr ihn das in den Augen jedes Biedermannes herabsetzen würde, die von Godoy verfaßte Schrift und trat dann aus seinem unheimlichen Kerker, in welchem ihn wachend und schlafend böse Träume gequält, in das sonnige Licht der frischen Luft und der Freiheit hinaus, seine Freunde betrauernd, die man in verschiedene Verbannungsorte zerstreut hatte.

Auf die Abbitte, die nun der so sehr gedemüthigte Prinz in den unterwürfigsten Ausdrücken an seinen Vater und an die Königin schrieb, entgegnete der König:

„Auf die Bitten meiner vielgeliebten Gemahlin verzeihe ich meinem Sohne, der von dem Augenblicke an wieder meine Gnade erhält, in welchem sein Betragen mir die Beweise einer aufrichtigen Besserung geben wird.“

So sah denn der stolze und listige Emanuel Godoy abermals seine Feinde gedemüthigt, und sogar den Thronerben vor ihm im Staube. Sein Uebermuth erreichte den höchsten, brutalsten Grad, und da es ihm nicht mehr genügte, die stolzen Gefühle, die seine Brust hoben, durch ein hochfahrendes Tragen des Nackens, durch Bewegungen und durch Blicke kund zu geben, so nahm er oft, wenn der Mond sein Silberlicht über Madrid ausgoß, die Guitarre von der Wand, Lieder

von gewaltigen Herrschern singend. Seine Töne entrollten dabei so laut und so voll seiner in Uebermuthswonne geschwellten Brust, als sollten sie bis zu den Wolken dringen, um von dort über alle Meere hin widerhallend seinen Stolz kund zu geben.

Legte er dann das Saiteninstrument bei Seite und blickte sein großes, feuriges Auge zu den Gemälden der Königin und des Königs auf, die neben einander hängend seinen Salon schmückten, so zeigte sein Gesicht einen unbeschreiblichen, geringschätzenden Hohn. Die gemalte Krone auf dem Scheitel Karls IV. nöthigte ihm ein Lächeln ab, und oft rief er in der verschwiegenen Einsamkeit seines Kabinetes: „Die gemalte Krone, Thor, die soll dir auf dem Scheitel bleiben; die mit Edelsteinen besetzte, goldene aber, setzt sich dein Freund auf's Haupt!“ Bei dem Worte Freund brach er dann in ein unbändiges Gelächter aus.

Wie Fiesco die Doria in Genua, so wollte Godoy in Madrid das königliche Geschlecht stürzen. Nur nicht so muthig, so rasch und nicht selbst mit dem blanken Schwert in der Strasse kämpfend, wie der muthige Fiesco es gethan. Die Streiche, die Godoy zu thun hoffte, sollten unvorher gesehen treffen. Gedachte er jedoch wieder der stolzen, muthigen, spanischen Nation, so überlief ihn ein heimliches Grauen und der Entschluß nach der Krone dieses Landes zu greifen, wurde dann stets wieder von dem verdrängt, in dem Augenblicke der Gefahr zu flüchten, und in einem fremden Lande wie ein Fürst zu leben, was Godoy, vermöge des in Spanien gestohlenen Geldes, auch thun konnte.

Nicht war es ihm entgangen, wie bei dem letzten, glänzenden Stiergefechte Prinz Ferdinand erbleichte, als er ihn mit frostiger Kälte grüßte. Gesichtern, auf wel-

chen der Unwille sich abmalte, begegnete er, wo er nur immer den Blick in der Arena hinwenden mochte und besonders aus den Augen des Carlos Sotello erkannte er eine glühende Feindschaft. Sann er so im einsamen Gemache über den Vorfall in der Arena nach — wo der ruhmgekrönte Matador bei seinem Anblick die Farbe wechselte, in augenscheinliche Gefahr gerieth von dem Stier durchbohrt zu werden und endlich den Fehlstoß that — so war er über den Befehl recht froh, den er, nach Beendigung des Stiergefechtes, in Beziehung auf Carlos ertheilte.

Die Anwandlung von Furcht dauerte bei dem Uebermüthigen nie lange; denn gedachte er seiner Macht und seiner gewaltigen Hülfsmittel, die er seinen Feinden entgegen schleudern konnte, so zuckten jedes Mal seine Lippen in einem stolzen Hohnlächeln, und da er auch dem Einmarsch der französischen Truppen täglich entgegen sah, so fühlte er sich nie sicherer und geborgener als gerade in jenen Tagen, die dem Stiergefechte in Madrid folgten, bei welchem Carlos Sotello so glänzend seinen Ruhm bewährte, und sich als den gewandtesten und kühnsten Stierkämpfer bewies.

Während dieses Sicherheitsgefühles, das den Friedensfürsten so stolz und übermüthig machte, glomm jedoch das Feuer des Grolles, das er nicht zu vertilgen, sondern nur zu dämpfen vermochte, gar mächtig unter der Asche und es bedurfte nur eines neuen Brennstoffes, nur eines geringen Luftzuges, und die Flamme des Aufruhrs loderte wieder hoch und gewaltig empor.

Drittes Kapitel.

Die Einsiedelei des heiligen Hieronymus auf dem Montserat.

Carlos Sotello hatte den für ihn begeisterten, jungen Leuten, die ihn in Madrid zurück halten wollten, die Wahrheit gesagt, denn als er nach jenem blutig bestandenen Abentheuer in Sarragossa, seiner Vaterstadt, anlangte, gieng er sogleich über den Fluß Ebro, dem Montserat sich nähernd.

Von den beiden Wegen, die von Colbeto aus nach dem Kloster des Montserat führen, wählte er den kürzern, den nur der Fußgänger überschreiten kann, während der andere breit und für Fuhrwerke eingerichtet ist.

Bevor er den steilen Pfad aufwärts stieg, ließ er sich auf einem Felsstücke nieder und blickte in die Landschaft hinaus, durch welche sich eine vielbefahrene Strasse hinwendet.

Wie in einem Panorama wechselten hier die Bilder. Bald erschien ein Mann hoch oben auf einem Waarenballen sitzend, unter dem die Mauleselin, die ihn trug, fast verschwand. Den Scheitel vermittelst eines breitränderigen Hutes vor dem glühenden Sonnenbrande geschützt, schmauchte er gemüthlich sein Cigaro von Havana, während sein brauner Mantel nachläßig im Winde flatterte. Die Kraft und der Adel in den Zügen seines braunen, scharf markirten Gesichtes waren überraschend. Sein Blick verrieth ein stetes Sinnen. Nach der Flinte zu schließen, die er auf dem Rücken trug, konnte man ihn für einen Kämpfer halten der einen kriegerischen Plan entwirft. Die Guitarre aber, die hinten an seinem maurischen Sattel hing, gab ihm das Ansehen eines Sängers, der auf Lieder sinnt.

Ei, wer mag dieser Mann seyn? wird sich Mancher fragen. Carlos grüßte ihn, als er ungefähr zehn Schritte an ihm vorüber ritt, mit den Worten: „Guten Morgen, Arriero!“

Arriero heißt Mauleseltreiber; das war wirklich das Geschäft des Mannes, der auf dem Waarenballen sein Cigaro rauchte und blickte man hinter ihn, so sah man an zwanzig schwer beladene Maulthiere der Mauleselin folgen, die er ritt und von denen ihm das Letzte durch den eintönigen Klang einer dumpfen Glocke zu erkennen gab, daß der Zug der Uebrigen regelmäßig fortschreite.

Unwillig wendete der Mauleseltreiber seinen Kopf; denn er war gewohnt sich immer als Don Francesko de Paula anreden zu hören. Sobald er aber den erkannte, der ihn gegrüßt und den er bei dem letzten Stiergefechte in Madrid bewundert hatte, so grüßte auch er ohne Wort zurück.

Der Eseltreiber war nämlich ein Hidalgos (niederer Adeliger), deren es in Spanien so viele gibt, daß man sich gar nicht wundern darf, eine mit einem Unterröckchen von Burat (wohlfeiler, grober Wollezeug) bekleidete Hirtin als Segnora und Donna, und ein Mädchen das weidende Gänse bewacht mit Segnorita anreden zu hören.

Catalonische Mädchen von schlankem Wuchse folgten in der Entfernung von einigen hundert Schritten dem Arriero; wie die Maulthiere die Rücken, so hatten sie den Kopf mit schweren Bürden belastet, und dennoch arbeiteten sie während ihres flüchtigen Ganges an einem Brustlatz oder Gürtel, womit sie den Vater, einen Bruder oder den theuern Freund des Herzens zu schmücken gedachten.

Geraume Zeit regte sich dann auf der Landstrasse nichts mehr, bis endlich einsam wie ein verlorenes Stück einer Heerde der Schleichhändler herangeschritten kam. Eine lange Flinte blitzte in seiner Hand und unstät und sorgsam wendete sich sein verwegenes Gesicht bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, bald vor= bald rückwärts. Als er den auf dem Felsstücke sitzenden gleichfalls mit einer Flinte bewaffneten Carlos erblickte, spannte sich der Hahn seines Geschoses knackend in seiner Hand, als er aber näher gekommen ihn erkannte, grüßte er ihn als Don Carlos; denn der gefeierte Matador gehörte gleichfalls zu den vorgenannten Hidalgos, die sich, wenn auch mitunter auf ganz zerfetzten Sohlen stehend, so viel einbildeten wie irgend ein Fürst der Welt.

Carlos dankte und spannte den Hahn seiner Flinte wieder ab, den er gleich dem Schmuggler, als er seiner ansichtig geworden, aufgezogen hatte. Der bärtige Schwärzer schritt vorüber und nun erhob Carlos das von einer dunkeln Glut belebte Auge zu den Höhen des Montserat, auf dessen Firnen Wolken lagerten.

Dieser Berg, Montserat (Zackenberg) genannt, besteht aus einer Menge großer cylinderischer Kegel, die allen Arten von Pyramiden ähnlich sehen und von einer umfangreichen, riesigen Felsenschichte empor ragen, welche sich über eine einsame Ebene in gigantischer Form drei tausend Fuß hoch erhebt.

Die Felsen, aus denen der Montserat besteht, sind runde Kalksteine von den verschiedenartigsten Farben, dann weißer rothgeaderter Quarz durch Kalkerde und etwas Sand mit einander verbunden. Der Kitt oder die Masse, welche diese Steinarten aneinander festhält, wird von den Naturforschern Puddingstein genannt.

Dieser Puddingstein hat sich an mehreren Orten aufgelöst, und die größte der Aushölungen, die das Wasser gebildet und die den Berg theilt, heißt Santa Maria. Der auf der Südseite gelegene Bergtheil gehört zum Bisthum Barzelona; der andere nördliche zum Bisthum Vica.

Die zerstreuten Ueberreste von vegetabilischer Erde, welche das Wasser nicht mit fortschwemmte und unzerstört ließ, entwickelt eine anstaunenswürdige Erzeugungskraft, so daß man in den Zwischenräumen der Felsen Goldäpfel, duftenden Thymian und andere Pflanzen und Bäume von dem schönsten Grün trifft, von Haidekraut und Schlinggewächsen umrankt.

Wegen des gänzlichen Mangels an Quellen wird dieses Wachsthum auf dem Montserat noch wunderbarer, denn die wenigen Bäche die man kennt, fließen nicht immer und entspringen unstreitig aus nichts anderm, als aus dem Regenwasser, das sich in den oft ungeheuern Felsenspalten anhäuft und von Zeit zu Zeit überfließt.

Die Sonderbarkeit dieses Berges erstreckt sich bis tief in sein Inneres, in welches sich große unterirdische Gänge hineinwinden, Grotten von Tropfsteinen bildend, durch deren poröse Schichten das Wasser hindurch sickert, das sich in den Bergspalten durch den Regen anhäuft.

Die kantigen Gipfel des Montserat sind fast immer von Wolken umlagert, und so mitten auf die Ebene hingestellt, scheint dieser Berg ein natürlicher Riesentempel des erschaffenden Gottes zu sein. Die religiöse Idee steht hier in einem herrlichen Einklange mit der Größe der Natur und dieser merkwürdige Berg wird auch ausschließlich nur von Benediktinermönchen und von Einsiedlern bewohnt, die ein heiliges Gelübde ab-

gelegt ihn niemals zu verlassen, oder nur in höchst wichtigen Angelegenheiten aber nur auf kurze Zeit.

Fast in der Mitte dieses Berges steht an Felsen angelehnt das Kloster, und auf den natürlichen Pyramiden die es umgeben, erheben sich die Einsiedeleien, die dazu gehören, an den steilsten schwindelerregensten Stellen vertheilt.

Der Ursprung eines wunderthätigen Marienbildes, das man auf den Höhen des Berges gefunden und welches man zu allen Zeiten gar hoch und heilig in Ehren hielt, ist ein geheimnißvoller und bis zur Stunde unbekannter.

Das Kloster, das von einer sehr schmalen Erhöhung empor ragt, wie schon erwähnt, mit der Rückwand an den Berg angelehnt, ist von mehreren Hauptgebäuden umgeben, die alle von ausgezeichneter majestätischer Bauart sind, vollkommen der Harmonie der Gegend entsprechend.

Von jener Stelle, auf welcher das Kloster und die dazu gehörenden Gebäude stehen, sagt von Humbold: „Der Berg scheint sich an dieser Stelle halb zu öffnen, um Menschen aufzunehmen.“

Die Klostergebäude bestehen aus der Wohnung der Mönche, aus dem Krankenhause, aus dem Hospicium für Fremde und aus jenem für Pilgrime und Arme. Entzückend ist die Fernsicht von allen diesen Anstalten aus, die auf das Sorgfältigste und Gewissenhafteste unterhalten werden.

Mit dem vollsten Beweise von Achtung und Höflichkeit empfängt man im Innern des Klosters den Fremden, theilnahmsvoll und hilfreich den Armen und Kranken.

Um sieben Uhr Morgens läutet ein Mönch von dem Portale der Klosterkirche bis zum Eingangsthore,

um die Armen an dem Orte zu versammeln, wo man Jedem Brod austheilt. Gegen eilf Uhr ruft sie dasselbe Glockenzeichen wieder. Es erhält dann Jeder eine kräftige Suppe, Brod und eine Maß Wein. Eine gleiche Austheilung findet Abends statt. Nachts schlafen sie in den hochgewölbten, reinlichen Sälen des Hospiciums.

Drei Tage sorgt man so für die Unglücklichen und zwar so oft sie in das Kloster kommen. Noch weit sorgfältiger werden aber die erschöpften, schwachen Pilger und die wahrhaft Leidenden und Kranken gepflegt. Ihr Linnenzeug wird gewaschen und thut es Noth auch ausgebessert. Täglich zwei Mal statten ihnen die Klosterärzte einen Besuch ab. Haben solche Unglückliche Weiber und Kinder bei sich, so sorgt man auch für diese und verpflegt sie so lange, bis die Eltern wieder hergestellt sind. Sterben dieselben, so sorgt das Kloster, daß sie von rechtlichen, frommen Familien an Kindesstatt angenommen werden; im andern Falle entläßt man sie, mit Kleidern, Proviant und auch wohl mit einigem Gelde beschenkt.

Bekäme das Kloster nicht von allen Seiten her Geschenke, so wäre es natürlich unmöglich, daß es so zahlreiche Wohlthaten spenden könnte; es scheint aber, daß das Wohlgefallen und der Segen Gottes über dem Hospicium des Montserat walte, das alljährlich so unzählige Thränen trocknet, so viele Seufzer verstummen macht, so Vielen Labung und Trost spendet und so manchen Verirrten und auf Abwege Gerathenen wieder zu Gott und zu seiner heiligen Kirche zurückführt.

Wenn man über den Klosterhof hinwegschreitet, kommt man zu dem Hauptthore das in das Hospicium führt und vor dem sich zwei Statuen befinden. Die Eine stellt den heiligen Benediktus vor, zu dessen Orden

sich die Mönche bekennen, die Andere die Schwester desselben, die heilige Scholastika. Von hier aus tritt man durch einen verwitterten, grauen Steinbogen in den von spärlichem Licht erhellten Kreuzgang ein, der mit der Kirche in Verbindung steht.

Die frommen Bewohner des Montserat sind in vier Klassen eingetheilt. Sie bestehen aus Mönchen, Einsiedlern und Chorknaben, welche ihr Gebet der Reihe nach verrichten und unter geistlichen Uebungen, unter der Blumen- und Gartenpflege und unter dem Schnitzen von zierlichen Kreuzen, die sie den Reisenden, von denen sie nicht selten besucht werden, zum Andenken mitgeben, ihre Tage verleben.

Wegen der Lage des Ortes hört man den Gesang aus der Klosterkirche zu den Einsiedeleien hinauf und das Glockengeläute derselben wieder zu dem Hospicium herab. Nachdem der Wind weht, wiederhallen die Glockentöne in den Schluchten, Vertiefungen und Felsengrotten durch zahlreiche Echo's vervielfältigt.

Carlos Sotello — der zu diesem schönen, einsamen Orte hinauf stieg, als eben ein feierlicher Chor aus der Kirche des Hospiciums ertönte und mit metallener Stimme die Glöcklein der Einsiedeleien, die oft wie Schwalbennester an den pyramidischen Felswänden kleben, die heilige Handlung verkündeten die unten in der Klosterkirche — vorging, kam auf diese Art plötzlich aus dem Gesange der Vögel zur himmlischen Musik, aus dem Dufte wohlrichender Pflanzen zu dem Wohlgeruche des Weihrauchs und von den Wundern des Schöpfers zu seiner feierlichen Anbetung. Obgleich ermüdet trat er in das Schiff der Kirche ein, ohne sich vorher zu laben kniete er in einem Betstuhle nieder, faltete die Hände und gab seiner gläubigen Seele einen frommen Aufschwung zu Gott.

Carlo's Gesicht drückte so lange er betete eine tiefe Trauer aus. Schwermüthig senkte sich sein Auge und auf seiner Stirne malte sich eine ernste Sorge ab.

Als die heilige Handlung beendet war wurde Carlos von den Mönchen gegrüßt die an ihm vorüberschritten. Außerhalb der Kirchenthüre hießen sie ihn willkommen und reichten ihm dann als einem Bekannten, Wein, Brod und ein Stück gebackenen Fisches. Um ihn bei der Mahlzeit nicht zu stören, ließen sie ihn allein und nun erhob Carlos den Kopf und sein Auge blieb auf der höchst gelegenen Einsiedelei, — dem heiligen Hieronymus geweiht, — heften. So, kurze Ruhe haltend, versank er in ernste, schwermüthige Träume, immer das Auge zu der eben erwähnten von einem durchsichtigen Wölkchen halb verschleierten Einsiedelei erhoben.

Ueber dem Hospicium des Montserat ragen zwölf derartige Einsiedeleien in den Luftkreis empor. Die gleiche Zahl ihrer frommen Bewohner steht unter dem Abt und unter der Leitung eines Paters aus dem Kloster, der die erste Einsiedelei, nämlich die des heiligen Benedikt, bewohnt. Wie die Mönche, so thun auch die Einsiedler Profeß; an gewissen großen Jahresfeierlichkeiten oder bei Krankheiten kommen sie in das Kloster herab.

Die Regel, der diese in freiwilliger Abgeschlossenheit Lebenden Folge leisten ist sehr strenge. Sie essen das ganze Jahr hindurch kein Fleisch und fasten allwöchentlich ein paar Mal. Ihre Nahrung besteht in etwas Fisch, Brod und Wein, was ihnen das Kloster reicht und in Gemüsen, die sie sich selbst bauen. Ihre Einsiedeleien sind nur ein Stockwerk hoch und deren Bauart richtet sich gewöhnlich nach der Lage des Ortes. Jede enthält eine kleine Kapelle, eine

Küche, eine Cysterne zum Wasseraufbewahren, ein Oratorium und eine Kammer, worin der Strohsack mit einer Binsenmatte überdeckt den frommen Männern zum Bette dient. Die Einsiedelei umschließt ein kleiner Garten, bisweilen auch eine kleine offene Gallerie, in welche sie ihre Blumentöpfe setzen.

Die Einsiedler des Montserat werden in zwei Classen eingetheilt, und zwar in solche, welche in der Einsamkeit eine Freistätte gegen ihre eigenen Leidenschaften oder gegen die Ungerechtigkeit der Menschen suchen, und in jene, welche aus Beruf das religiöse Leben ergriffen. Die Letzteren wohnen anfänglich im Kloster, sobald sie aber in den Pflichten ihres Standes eingeweiht sind, so vertauschen sie das Hospicium, und zwar aus Begierde zur Vollkommenheit, mit der strengern Lebensart der Einsiedelei. Geradherzigkeit und Tugend spricht sich in ihren ruhigen, würdevollen Mienen aus und indem sie Gott fürchten und das Böse meiden, lagert eine stete Ruhe und ein heiliger Friede auf ihren Stirnen. Nach kurzem Aufenthalte auf dem Montserat scheinen sie nie eine andere Wohnung als diesen Berg gehabt und nie andere Freuden und Erholungen genossen zu haben, als die, welche ihr von aller Welt abgeschiedenes Leben bietet.

Die Einsiedelei des heiligen Hieronymus, welche unter allen am höchsten liegt, bewohnt jederzeit ein junger Mensch, der in eine niedrigere herabsteigt, sobald einer von seinen Mitbrüdern stirbt. Kurz es ist alles so eingerichtet, daß je älter der Einsiedler wird, je näher kommt er der Klosterkirche, wenn er es anders nicht vorzieht, in seiner frühern Clausur zu bleiben.

Schon seit einem Jahre wohnte nun Sotello's Bruder in der Einsiedelei des heiligen Hieronymus.

Er hatte den Einsiedlerstand und das entsagende, religiöse Leben aus dem innigsten eigenen Antriebe gewählt.

Eben ging die Sonne unter, als Carlos oben bei dem Bruder anlangte.

Der junge Mönch, so schlank und so schön wie sein Bruder, sah diesem ungemein ähnlich und doch waltete bei näherer Beschauung ein bedeutender Unterschied zwischen Beiden. Wohl war der Einsiedler so groß und so schlank wie Carlos, seine ungeübten Muskeln traten aber nicht so straff und kräftig hervor, so daß er mehr schwächlich als stark erschien. Sein Antlitz hatte den nämlichen Schnitt wie das des Bruders, auf seiner Stirne aber lagerte der Friede, während auf der des Carlos die Sorge um das geliebte Vaterland und der Groll gegen Godoy finstere Furchen zog. Auch das Auge des Bewohners dieser einsamen Höhen war dunkel und feuerig, doch die Glut, die es belebte, war die des Glaubens, während aus dem des ruhmgekrönten Matador's ein energischer, gewaltiger Geist flammte, geeignet den muthigsten Gegner zu entwaffnen. Die Bewegungen des Einsiedlers zeigten von Demuth und Sanftheit, während die Sotello's oft ungestüm waren und sich so ungeahnet und plötzlich einstellten, als steche ihn unvermuthet eine Vipper; denn die Bilder, die zuweilen urplötzlich und ohne sein Darzuthun vor das Auge seiner Seele traten, erschreckten und schmerzten ihn mehr, als der Stich der giftigsten Natter. Wie des Einsiedlers Gewand einfach war und den Frieden zeigte, der in seinem Innern wohnte, so war auch Sotello's bunte, malerische Kleidung, in ernsten und grellen Farben wechselnd, geschmückt mit Dolch und Pistolen, in der Hand die lange scharf geladene

Flinte, ein ziemlich wahres Bild seines sturmbewegten Innern, das überall Feinde und Verfolger ahnete.

Am Eingange der Einsiedelei stehend, sah er, wie sein Bruder einigen Büchern, in denen er den Tag über gelesen, wieder ihre Plätze in dem Schranke anwies, der seine kleine aber gewählte Bibliothek einschloß; dann zog der Mönch seine Sanduhr auf, küßte das Gebetbuch, in dem er vorhin frommen Betrachtungen nachhieng und ging dann hinaus in den Garten.

Carlos wich von der Schwelle zurück, verbarg sich hinter einem Rebenstocke und ließ den Bruder dicht an sich vorüberschreiten.

Dieser las nun in der Gallerie die frommen Sprüche, die über dem marmornen Weihwasserbecken und über einem Todtenkopfe standen, der auf einer Mauernische ruhte, begoß dann die Levkoien, den Thymian und Rosmarin, die an der grauen Steinwand empor wucherten, setzte sich in eine von Jasmin und Haidekraut umzogene Laube und machte sich hier an die Vollendung einiger kleinen Kreuze, die sein verstorbener Vorgänger nicht fertig gebracht.

Mit inniger Rührung ließ Carlos den Blick auf dem Bruder heften, um dessen edles Antlitz die Strahlen der untergehenden Sonne einen Glorienschein bildeten. Dann schaute er hinab zu der Ebene, die in schwindelnder Ferne unter ihm lag. Wie ein Silberband schlängelte sich der Elobragat durch das schmaragde Grün der Fichten, in der Ferne den balearischen Inseln und dem mittelländischen Meere zuströmend, dessen bläuliche Linie den Horizont begränzte. In die Tiefen des Montserat blickend, der steil über den gothischen Glockenthurm des Hospiciums empor steigt, wurde Carlos auf eine seltene Weise bewegt. Das wildschöne Ge-

mälde entzückte ihn heute mehr den jemals. In einem eigenen magischen Leuchten erschienen ihm die eisgrauen Felsen, die auf ihren langen, kegelartigen Röhren in erstaunlicher Höhe die Einsiedeleien trugen.

Jetzt läutete man unten im Hospicium das Abendgebet. Zugleich wimmerte auch hier und dort ein Glöckchen und in den nächsten Sekunden stimmte die Einsiedelei des heiligen Hieronymus in das Getöne mit ein.

Carlo's Bruder, der eben zum Abendgebet geläutet, kniete jetzt neben dem noch baumelnden Glockenstrange nieder, richtete die Blicke auf ein großes Kruzifix, breitete die Hände aus und betete laut.

Mit dem Glockenklang mischten sich nun die Töne musikalischer Instrumente und vom Hospicium herauf schwebte, gleich einem geisterhaften Wehen, ein Choralgesang.

Carlos war hinter dem Rebstocke nieder gekniet, und das Auge zu dem azurblauen Himmel empor gehoben, bebten durch sein Gemüth Bewunderung, Erstaunen und Ehrfurcht.

Jetzt erhob sich der Einsiedler und mit den Worten: „Bei der heiligen Madonna, auf den Bergen wohnt die Freiheit! wie der unsterbliche Dichter es sang,“ trat Carlos dem Bruder entgegen, der, ohne im mindesten überrascht zu seyn, ihm die Hand zum Willkomm reichte und beifällig lächelte, als der Bruder schwärmend fortfuhr: „Schon von der zartesten Jugend an, trieb es mich mit unauslöschlicher Sehnsucht hinauf auf die Berge und oft wünschte ich mir des Adlers Schwingen, um hin zu ihnen und noch über sie empor zu schweben. Francisko, ich beneide Dich um diesen himmlisch schönen Aufenthalt! Ein heiliges Gefühl durchschauert mich jedes Mal auf diesen prachtvollen

Höhen. Ja wahrhaftig, das Gefühl der Religiosität und das der Abhängigkeit von einer höhern Macht muß hier in jede Brust einziehen. Wer hier nichts empfindet, der ist wahrhaftig von Gott verlassen!“

„Weil der Erde entrückt und dem Himmel näher, jedes bessere Gemüth zur Ehrfurcht und zur Anbetung gestimmt wird; deßhalb setzten auch die Urvölker ihre Opfersteine und Altäre auf die Höhen von Bergen und Felsen;“ entgegnete freundlich lächelnd der Einsiedler Francisko. „Moses,“ fuhr er fort, „sprach mit dem Herrn auf Sinai; altgermanische Stämme hielten ihre Frühlingsfeier auf einer zusammengestürzten Granitpyramide des Mons bructerus; Zeus thronte auf dem Capitol, und wer immer in unsern Tagen unten in den Thälern und in den staubigen Ebenen kränkelt und verkümmert, der greift im Frühjahr zum Wanderstabe, die Bürde des Geschäftslebens und den Staub der Städte von sich schüttelnd. Er pilgert hinaus in Gottes freie, schöne Welt, steigt hinauf auf die durch die Zeit geheiligten Berge und gesundet, dem Himmel näher, in der reinen, erstarkenden Alpenluft. Denn hier oben bleibt die Liebe — Groll und Neid aber bleiben in den Ebenen bei den Städten zurück!“

Die Brüder, die bis jetzt, jeder die Hand des Andern gehalten, drückten sich dieselben warm und innig und der Einsiedler fragte: „Carlos, was bringst Du?“

„Mich selbst, meinen Schmerz und Groll wie immer!“ entgegnete dieser, und sein Antlitz, eben noch so fromm und selig, so glücklich bewegt, wurde wieder so finster und drohend, wie ein schweres Gewitter.

„Nun, so komm herein in die Einsiedelei,“ lächelte wehmüthig Francisko, und hole Dir, wie schon oft, auch heute wieder hier oben Trost.“

„Den fürchte ich dieß Mal hier nicht zu erlangen,“ sprach Carlos kopfschüttelnd und folgte dem Einsiedler, der in seine einfache, aber höchst romantisch, schöne Wohnung schritt.

Der Mond tauchte jetzt durch eine weißliche Wolke hinter dem Glöckchen der Einsiedelei auf, deren Fenster sich oben zu versilbern begannen, während sie sich unten durch die Lampe vergoldeten, welche jetzt der Einsiedler anzündete und auf den Tisch vor den Bruder hinsetzte, der unbeweglich und ernst in ihr Flattern starrte.

Viertes Kapitel.

Das Versprechen.

So dem Bruder in der Einsiedelei an dem Tische gegenüber sitzend, betrachtete ihn der Mönch lange mit aufmerksamem Schweigen, und endlich glitt die Frage: „Was ist geschehen? rede!“ über seine Lippen.

„Viel, unendlich viel — schmachvoll viel!“

„Nun?“

„Figueras, Pampelona, St. Sebastian, und die Festung Barcelona, sind von den Franzosen besetzt.“

„Wer verbürgt Dir diese Kunde?“ fragte Francisko, sichtlich bestürzt.

„Der Mann von dem ich sie habe,“ entgegnete Carlos.

„Und unser König! wie benimmt sich der?“

„Er soll, als man ihm die Nachricht von dem Einmarsch der Franzosen hinterbrachte, versichert haben, daß er mit Napoleon im besten Vernehmen stehe.“

„Nun, dann wird es wohl auch so seyn,“ sprach der Einsiedler in dem Tone der Beruhigung.

„Wenn es aber nicht so wäre?" fragte Carlos mit wilder, leidenschaftlicher Heftigkeit. „Wenn es sich darum handelte, Spanien in eine Provinz Frankreichs umzuwandeln?"

„Dann würde König Carl bereits der fremden Macht ein Heer entgegen geschickt haben und nicht in Madrid Stiergefechte abhalten. — Nun, hast Du dort gekämpft und Beifall errungen wie immer?" fragte der Einsiedler von dem Gespräche abweichend."

„Ja, beim heiligen Francisko, Deinem Namenspatron, ich habe dort gekämpft und auch das erste Mal in meinem Leben fehlgestoßen!" Bei diesen Worten schlug Carlos mit der geballten Faust auf den Tisch als solle dieser seinen Grimm entgelten. „Später von dem verwünschten Fehlstoß," fuhr der leidenschaftliche Mensch fort, und wieder den Faden des eigentlichen Gespräches auffassend, sprach er ruhiger: „Du sagtest, wenn Napoleon damit umginge, sich Spanien zu unterwerfen, so würde ihm unser König bereits eine Macht entgegen geworfen haben. O, Fray! (Pater) Du hast hier oben auf deiner himmlisch schönen Höhe die Leute zu beurtheilen verlernt! Ich gebe heute noch mein Leben für Carl IV., aber bloß weil er Spaniens König, ein gesalbtes Haupt ist. Alles jedoch, was er thut, verdient den schärfsten Tadel! Ihm war das Königthum stets eine Last, und in seiner blühendsten Zeit hatte er von der höchsten Gewalt nichts geliebt als das Recht, diese Gewalt einem Andern zu übertragen, um seine Tage in trägem Nichtsthun hinzubringen. Godoy, dieser von dem schwachen König in seine Familie adoptirte Elende, ist Regent in Spanien! Er hat die jetzt grauen Haare König Carls durch seine Schandthaten und Landesplünderungen, die er ungestraft fortsetzte, entehrt,

den Prinzen von Asturien über alle Begriffe gedemüthigt, und Maria Louisa von Parma, die den Thron ihres Gemahls befleckt und dem Erzschurken Godoy eine —"

„Carlos!" unterbrach der Einsiedler den heftigen Bruder mit strengem Ernste. „Du lästerst das Königshaus."

„Bei der heiligen Madonna," fuhr da Carlos fort, „ich lasse mich zur Stunde für Spaniens Sache viertheilen, und so wie gegen Dich sprach ich mich noch gegen keinen Sterblichen aus! Wenn man aber sieht, wie ein einziger Mensch so viel Elend im Lande anrichtet, so schwellt gerechter Groll die Brust. Es ist infam, eine Stadt unthätig von den Flammen verzehren zu sehen, immer gaffend, klagend, ohne nach der Axt und nach dem Feuereimer zu greifen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will sagen, daß das ganze spanische Staatsgebäude von den Flammen, die der Schurke Godoy angeschürt, niedergebrannt, oder doch so sehr beschädigt wird, daß ein Jahrhundert dazu gehört, um es nur wieder einiger Maaßen erfolgreich auszuflicken. Man sieht die Gebäude: Unterthanenrecht, Gesetzpflege, Einigkeit, Vaterlands- und Königsliebe und Nationalvertrauen, zusammenstürzen und dennoch hat man nur Seufzer! Ja nur Seufzer und Klagen, wo täglich hundert Ungerechtigkeiten der gekrampften Faust die Waffen in die Hände zwingen!"

„Was sollte man nach Deiner Ansicht thun?" fragte mit sorgenumwölkter Miene der Einsiedler.

„Zuförderst den Landesplünderer Godoy an den höchsten Galgen hängen!" rief Carlos, und sein Blick schoß verderbliche Todesblitze; „dem König die Augen

öffnen und ihm das Elend, das Godoy im Lande angerichtet, zeigen, wie auch die Gefahr, die von Außen droht; dann —"

„Wenn aber der König von all' dem, was man ihm nach Deiner Ansicht zeigen sollte, nichts glaubte, wie dann? Wer dürfte es wagen, der königlichen Macht zu widerstehen?"

„Das einige Volk!" rief Carlos. „Es ist so mächtig, wie jene Gottheiten, die, in der Götterlehre der Alten, Berge einstürzten und Länder zerschmetterten!"

„Unglücklicher!" rief da der fromme Francisko, Entsetzen in den Zügen. „Du räthst zum Königsmord. Soll Madrid das Blut Carls IV. trinken, wie Paris das des unglücklichen Ludwigs XVI.? Soll —"

„Unglücklicher selbst, der Du so schlecht von Deinem einzigen Bruder denkst!" unterbrach entrüstet Carlos den Bruder. „Bei dem Heil meiner Seele," betheuerte er, „an so blutige Gräuel hab' ich noch nicht gedacht. Die Cortes sollen zusammen treten und dem König einen Vormund setzen, wenn es nicht möglich ist, ihn zu überzeugen, daß das Land von Godoy geschunden und rein ausgesogen wurde. Während dessen sollen sie den Prinzen von Asturien als König anerkennen und den Einmarsch französischer Truppen verhindern, die Schrecken der Inquisition entfernen und so den Landespflichten Genüge leisten. Das soll und muß geschehen!"

„Muß geschehen!"

„Ja, Frau! das muß geschehen, und es wird auch geschehen, sobald Godoy nicht mehr ist, und diesen —"

„Nun?" fragte mit banger Sorge Francisko, der in dem rollenden Auge des Bruders bereits ein schreckliches Geheimniß gelesen hatte.

„Nun, diesen Godoy,“ — Carlos stockte, und erst als er sich Gewalt anthat, den strengen, forschenden Blick des Bruders zu ertragen, fielen die Worte: „Den nehme ich auf mich!“ von seinen zuckenden Lippen. Er sah Francisko erbleichen, da er aber nun seinen Entschluß einmal verrathen, so fuhr er fort, „Ich bin entschlossen Godoy zu tödten!“ Der Landmann segnet die Hand, die einen grimmigen Wolf erschlägt der seine Heerde zerfleischt. Den Strassenräuber darf Jeder in der Selbstvertheidigung tödten, wenn er von seinem Messer oder von seiner Büchse bedroht wird. Weßhalb soll man einen Elenden nicht tödten dürfen der ein Land ruinirt, eine Krone schändet und sich bald aus einem Palaste, bald aus einer Hütte ein Opfer holt, das er auf das Blutgerüste zerren oder in namenloses Elend und ewige Kerkersnacht hinabstoßen läßt? Es ist ausgemacht — ich tödte ihn! Um das Dir mitzutheilen stieg ich dieß Mal auf den Montserat herauf.“

„Was soll ich mit diesem Meuchelmord zu schaffen haben?“ sprach bleich und tiefergriffen der edle Jüngling. „Kommst Du, um meinen Warnungen Gehör zu schenken, so preise ich die Vorsehung, die Deine Schritte geleitet! Beharrst Du aber in Deinem von blutigen Mordgedanken geschwängerten Sinnen, so beklage ich es, Dich noch ein Mal geschaut zu haben!“

„Francisko!“ rief da Carlos mit ungemein schmerzlichem Vorwurfe: „Du bist hart, sehr hart gegen mich! Segnen nicht die Schweizer das Andenken Wilhelm Tell's, der den Geßler erschoß, weil er das Volk tyrannisirte? Spricht man nicht mit Achtung von Charlotte Corday, die den Henker Marat im Bade erdolchte um das Fallbeil der Guillotine von dem Nacken manches Edeln abzuwenden? — und überdieß, muß ich nicht selbst

diesen Godoy vernichten, um mich und meine Familie vor der zerschmetternden Rache desselben zu sichern?"

Dem Einsiedler, der nur Worte der Liebe las und nur solche von seinen Mitbrüdern hörte wenn sie ihn zuweilen besuchten, trat der Schweiß in mächtigen Tropfen auf die Stirne; erschrocken fragte er: „Bruder, Du redest irre; was will Godoy von Dir?"

„Das Höchste! das, was dem Menschen am liebsten ist, und was ihm kein Fürst der Erde bezahlen kann!"

„Ich begreife Dich wahrhaftig nicht."

„Ich nehme Dir dieß auch nicht übel; denn Du denkst: was kümmert sich ein Fürst um einen Kämpfer der Arena? und doch schwöre ich es Dir, daß Godoy mir nach dem Leben trachtet!"

„Welche Beweise hast Du dafür?"

„Echte, unläugbare!" Rasch entblößte nun Carlos seine Brust und eine kaum verharschte, noch rothe Narbe, von einem Streifschuß herrührend, wurde sichtbar.

„Um Gott, Du bist verwundet!" jammerte jetzt der Einsiedler, sogleich ein Fläschchen aus einem Schranke nehmend, das heilsamen Wundbalsam barg.

„Behalte den Balsam für solche," sprach da Carlos finster, „die seiner bedürfen. Die Wunde ist leicht und die Glut, die in meiner Brust lodert, hat das nur leicht fließende Blut bereits getrocknet."

„Du hattest also Streit?"

„Nein."

„So wollte man dich verhaften, und Du befreitest Dich mit der Gewalt der Waffen?"

„Auch das war es nicht."

„So lauerte man Dir auf?"

„Ja, so etwas dergleichen."

„Wo geschah dieß, und wer that es?“

„Carlos wollte die Neugierde des Bruders nicht länger auf die Folter spannen. Er griff in die Tasche und brannte ein Cigaro an der Lampe an. Dann sagte er: „Als ich nach dem Stiergefechte heim nach Saragossa eilte, um über den Ebro zu gehen und Dir hier einen Besuch abzustatten, fiel plötzlich auf mich ein Schuß. Das Pferd, das ich ritt, bäumte sich und ich fühlte, wie innerhalb meines Hemdes das Blut nieder rieselte. Die Schurken, die mich todtwund glauben mußten, sprangen aus dem Busche und fielen meinem Pferde in die Zügel. Es waren zwei stämmige Männer mit verwegenen, bärtigen Gesichtern, und da ich jetzt nicht nieder sank, wie sie glaubten, so ergriff mich der Eine beim Fuß, aus Leibeskräften zerrend; der Andere schwang einen Dolch, um mir den Gnadenstoß zu geben. Theils um mich vor dem Dolche zu schützen, theils der gewaltigen Bewegung meines andern Gegners nachgebend, ließ ich mich vom Pferde fallen, besonnen genug, eine meiner Pistolen aus der Halfter zu ziehen. Ich schoß den, der über mir den Dolch schwang, in demselben Augenblicke nieder, als die Klinge gegen meine Augen blitzte. Den Andern schleuderte ich, mit ihm ringend, so heftig auf die Strasse, daß ihm die Sinne schwanden. Ohne daß ich es beabsichtigte, war nämlich sein Kopf auf einen kantigen, großen Felsenstein aufgefallen. Ich rüttelte den Blutenden und als ihn endlich meine fortgesetzten Bemühungen wieder zur Besinnung brachten, so fragte ich ihn, ob er und sein Kamerad mich berauben wollten, oder ob man sie gedungen, mich zu tödten; denn ich hatte, bei der heiligen Madonna! eine dunkle Ahnung. Der Sterbende bejahte das Letzte und als ich nun fragte,

wie der heiße, dem es nach meinem Leben gelüstete, so nannte er den Friedensfürsten Emanuel Godoy. Meine Ahnung war bestätigt; ich erhob den Blick zum Himmel, dankend, daß er mich der so anscheinend schrecklichen Gefahr entrinnen ließ. Als ich das Auge wieder senkte, war der Unglückliche, der mir Godoy genannt, verschieden. Ich zog ein Blatt Papier aus meiner Tasche, befeuchtete meinen Finger mit dem Blut, das von meiner wunden Brust nieder rieselte und schrieb den Namen Emanuel Godoy auf dasselbe, damit er mir nicht entfalle, oder besser gesagt, damit meine aufgeregte Fantasie mir nicht den Namen Godoy nenne, während mir der jetzt Todte einen andern bezeichnet. Nun nahm ich die zwei Entseelten und legte sie seitwärts der Strasse in jenen Busch, hinter welchem sie lebend auf mich gelauert. Dann bestieg ich, von kaltem Schauer überrieselt, mein Pferd und sprengte davon. In dem nächsten Orte zeigte ich den Vorfall dem Alcalden (Ortsvorstand) an und wartete bis man die Leichen herein gebracht. Man erkannte in ihnen gefährliche Räuber, war froh, ihrer los zu seyn und ließ mich ohne Umstände ziehen. — Hier ist das Blatt. — Nun sage, Bruder, was soll ich thun?"

So sprechend warf Carlos ein Blatt Papier auf den Tisch und der Einsiedler las auf demselben bei der trüben Beleuchtung der Lampe in blutigen, groben Schriftzügen den Namen Emanuel Godoy. Dabei wurde sein Gesicht erdfahl, und als der Bruder ihn noch ein Mal fragte, was er nun thun solle, so seufzte Francisko schwer und bange auf, erhob den Blick, als wolle er den Himmel um Fassung bitten und sprach dann: „Deine Erzählung, Carlos, hat mich so sehr

erschüttert, daß ich nicht im Stande bin, Dir meine Bestürzung zu verbergen. Wie Du und jeder Spanier, so erkenne auch ich in Godoy eine Geißel der Monarchie und des Landes; da Du mich aber frägst, was Du nun thun sollst, so gebe ich Dir den Rath, keine Uebereilung zu begehen; denn obgleich einer jener Unglücklichen, die Du in der Vertheidigung Deines Lebens tödtetest, Dir Godoy als den Urheber des Mordanschlages bezeichnete, so ist mir doch noch immer der Grund dunkel, weßhalb es den mächtigen Godoy nach Deinem Leben verlangen sollte."

„Dieses Dunkel bin ich im Stande zu erhellen," entgegnete Carlos und ein zweites Cigaro an der Lampe anbrennend, sprach er: „Als ich dem Rufe folgte, bei dem letzten glänzenden Stiergefechte zu Madrid in der Arena zu kämpfen, hatte ich gar keine Ahnung daß Godoy, über den das Volk im höchsten Grade aufgebracht ist, seit er dem Prinzen Ferdinand eine so vernichtende Schmach zugefügt, so brutal übermüthig seyn werde, sich bei dem Feste zu zeigen. Hätte ich seine Gegenwart nur geahnet, so würde mich Nichts vermocht haben, in der Arena zu erscheinen; denn frei und offen gestehe ich es, seit Jahren schon hasse ich diesen Elenden glühend und da bei jedem Standeswechsel mehr Schandthaten auf Godoy's Sündenliste zu stehen kamen, so steigerte sich auch stets mein Groll! Denke Dir daher, was ich empfinden mußte, als ich plötzlich den Kopf erhob und in der Loge über meinem Haupte Godoy gewahr wurde. Von seinem Blick, wie von dem eines Basilisken angezogen, vergaß ich, daß ein gewaltiger Stier bereits in der Entfernung einiger Schritte vor mir den Boden aufwühlte, im Begriffe, sich auf mich zu stürzen und ohne den Warnungsruf des Prinzen

Ferdinand hätte mich auch sicher das starke Thier an den Schranken zerschellt. Dieser Ruf rettete mir wahrhaftig das Leben, der Hieb aber, den ich mit hudelnder Eile that, tödtete den Stier nicht auf der Stelle, und der ganze ungeheure Bau der Arena wiederhallte betäubend von dem Hohn, der über mich, sowohl von den Gallerien als von den Logen, ausgeschüttet wurde. Diese Schmach bließ in mir eine grimmige Wuth an. Eine noch nie gefühlte Glut brannte in meinem Kopfe und mein empörtes Herz hämmerte, als wolle es sich aus der beschimpften Brust herausarbeiten. Jeden Kopf sah ich doppelt, und wie Frosthauch, in den die Strahlen der Sonne grell schimmern, so flimmerte alles vor meinen Augen, die mir die Sehkraft versagten. Ich ballte die Fäuste gegen die Loge des Friedensfürsten; man nahm aber diese meine Bewegung als eine zufällige und spottete meinem Zorn! Niemand hatte mich errathen als zwei Personen."

„Und diese?"

„Sind Prinz Ferdinand von Asturien und Godoy selbst! Den Ersten verrieth seine Bläße, welche die Sorge für meine Person ausdrückte; den Zweiten, sein mit Hohn und mit Verderben gemischter Blick." Carlos erzählte nun noch, daß er gelobt habe keinen Stier mehr zu fehlen; ferner wie er Wort gehalten, und wie glänzend er seine Ehre gerettet.

Gewann nun auch Francisko die Ueberzeugung, daß in Folge dieser Gebärdendrohung Godoy den Tod des Bruders beschlossen, so war er doch zu edel, um durch ein solches Zugeständniß den Zorn des heftigen Carlos noch mehr zu entflammen. „Der Argwohn ist ein Schelm," sprach er zu ihm, „und so viel Wahrscheinlichkeit auch Deine Behauptung für sich hat, so

könnte dennoch Godoy von dem Mordanschlag auf Deine Person nicht das mindeste wissen."

„Du zeihst also einen sterbenden Mann einer Lüge?"

„Das thue ich nicht. Da Du mir aber sagtest, daß der Alcade des Ortes, wo Du den Vorfall anzeigtest, die Erschlagenen als gefährliche Straßenräuber erkannte, so wäre es wohl möglich, daß Dich der belogen, der Dir Godoy als den Urheber des Mordes bezeichnete. Vielleicht hegte er einen tödtlichen Haß gegen den Friedensfürsten, den er sterbend auf Dich übertragen wollte. Ist das auch scheußlich und fluchwürdig, so kam es doch schon oft bei verwilderten von den Gesetzen und von Gott abgefallenen Naturen vor."

Carlos wurde nachdenkend, und war er auch in seinem Innern fest überzeugt, daß Godoy für ihn die Mörder gedungen, so schien ihm doch auch der Fall, von dem der Bruder eben Erwähnung gethan, möglich. Francisko sah mit inniger Freude die Zweifel auf der gefurchten Stirne des Bruders heraufziehen. Die nächsten Sekunden sollten ihn jedoch enttäuschen und ihm fest verbürgen, daß Carlos seinen Entschluß nicht im mindesten geändert habe. „Wenn Du meinst, Francisko," sprach er, „daß ich Godoy aus persönlichem Haß und aus persönlicher Rache zu tödten beschlossen, so irrest Du sehr. Mich jammert die ganze Nation und der von dem Heuchler getäuschte, betrogene König. Ich bin empört über die Schmach, die Spaniens zukünftigem Monarchen, dem Prinzen von Asturien, zugefügt wurde und zu dem tödtlichsten Hasse, durch das Schicksal jener Unglücklichen entflammt, die auf Godoy's Befehl in grabesähnlichen Kerkern schmachten und fast lebendig in diesen feuchten, übelriechenden Grüften ver-

faulen. Um diesem Elende ein Ende zu machen, opfere ich mich für das Gesammtwohl!"

„Und Dein junges Weib und Dein Kind, — was soll aus diesen werden?" fragte Francisko mit einer Stimme, die vor Schmerz und Wehmuth bebte.

„Deßhalb, mein Bruder, stieg ich auf den Montserat zu Dir herauf," entgegnete Carlos, dem der Gedanke an die Seinen das Naß der Zähren in die Augen trieb. „Nimm Du dich ihrer an," bat er, „und zwar nur so lange, bis die Spanier das erkennen und würdigen, was ich für sie gethan. Nur so lange stelle sie unter den Schutz des Hospiciums, für das Weitere wird Gott und jeder Brave sorgen!"

„Du weißest auf Gott hin und willst einen Mord begehen!" Diese Worte sprach der fromme Jüngling in feierlichem Ernst. Dann recht brüderlich, recht liebevoll dem aufgeregten Carlos in die großen, dunkeln Augen blickend, sagte er: „Bruder, der Herr bedarf Deines Armes nicht, um diesen Godoy zu zerschellen. Ist sein Maaß voll, so wird ihn auch die Strafe erreichen. Richtet und verdammet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! So steht es geschrieben. Lasse deßhalb ab von Deinem blutigen Sinnen; denn wenn Du Godoy tödtest, so erschlägst Du nicht bloß den elenden Wüstling, den nichtswürdigen Emporkömmling und den der Spaniens König betrogen und die Kassen geplündert, sondern Du schneidest ihm den Weg zur Erkenntniß — den Weg zur Besserung ab, und gibst durch die Todeswunde, die Du seinem Körper schlägst, auch seiner Seele den Tod! In eine ewige, trostlose Nacht stößest Du sie hinaus, abgeschnitten von allen Quellen des Heils und der Gnade. Oft magst Du den thierischen Tod in der Arena

durch einen festen Stoß herbeigeführt haben, ohne dabei einen Vorwurf zu empfinden; aber einen so großen Sünder zu tödten, wie Godoy, beladen mit dem Fluche einer ganzen Nation, das ist eine andere Sache, das ist entsetzlich! Mir graut bei dem bloßen Gedanken!"

„Wie soll aber dann Abhülfe geschehen?" fragte Carlos mit bestürzter, sorgenvoller Miene.

„Durch Gott, ohne dessen Dazuthun jede Handlung des Menschen nichtig ist! Tödte heute Godoy, und in den nächsten Tagen bricht vielleicht eine weit größere Geißel über Spanien herein. Auch die Langmuth des Herrn erschöpft sich und hat sie sich erschöpft, so ist der Fall des Sünders ein rascher, plötzlicher, entsetzlicher! Dem Herrn überlasse daher die Strafe. Vielleicht ist er so gnädig, Godoy von seiner glanzumflossenen Höhe in einen jener feuchten Kerker hinab zu stoßen, gleich denen, wo jene Opfer seiner Tyrannei schmachten, die Du beklagst. Vielleicht ist er so gnädig, ihn dort in der traurigen Einsamkeit düsterer, grauer Wände zur Erkenntniß kommen und bereuen zu lassen. Geht dann auch langsam sein Leib zu Schanden, so wird doch die Seele gerettet, welche die Nichtigkeit der irdischen Größe dann schaudernd erkennt, und sich an die Gnade des Herrn, mit der letzten Kraft und mit dem letzten Aufschwung anklammert."

Finster starrte Carlos in die Flamme der Lampe, die von dem Athem des mit Eifer sprechenden Einsiedlers hin und her flackerte und sich gegen Carlos beugte, als wolle auch sie ihn bitten, der Stimme des Glaubens und der Wahrheit Gehör zu schenken.

Francisko, der den Bruder auch jetzt noch beharrlich in seinem finstern Vorhaben glaubte, ließ sich nun lang=

sam von dem Stuhle, auf dem er saß, auf die Kniee herabgleiten und die Blicke und die gefalteten Hände zu ihm erhebend, rief er mit einer Stimme, geeignet einen Stein zu erweichen: „Carlos tödte Godoy nicht!"

Bestürzt beugte sich der auf diese Weise Gebetene zu dem edlen Jünglinge nieder, umschlang ihn mit den starken Armen und zog ihn an seine Brust herauf, rufend: „Nein, ich tödte ihn nicht! Gott der Herr möge helfen!"

„So recht, mein Bruder!" jubelte Francisco, im frommen Herzen dem Himmel dankend, der seinen Worten Kraft verliehen. „Ich verlange noch mehr von Dir," fuhr er dann in zuversichtlichem Tone fort.

„Rede! ich bin unfähig, Dir etwas abzuschlagen," unterbrach Carlos den Bruder. Mit einem Arm hielt er ihn umschlungen, und blickte ihm mit jenen Gefühlen ins Auge, mit welchen man auf die Stimme eines vom Himmel niedergestiegenen Engels lauschen würde.

„Ich verlange von Dir," wiederholte Francisko in der vorigen Weise, „daß Du Emanuel Godoy beschützest, falls Du gerade zugegen sein solltest, wenn ihn der Tod bedroht, nicht der Tod vom Gesetze gegeben, sondern der von der Hand toller Meuterer. Mir ahnen böse Dinge und ich bin beruhigt, wenn Du mir das versprichst."

Nach kurzem Besinnen versprach es Carlos im Gemüthe jetzt so weich wie ein Kind; dabei küßte er dankend das edle, verklärte Antlitz des Bruders.

Während dieser Nacht schlief Carlos in der Einsiedelei des heiligen Hieronymus ungemein sanft und als am nächsten Morgen die glanzumflossene Scheibe der Sonne am tiefblauen Himmel auftauchte, stieg er mit leichterem Gemüthe von dem Manne des Friedens

zu den grünen, taubefeuchteten Ebenen nieder. Hinschreitend über den duftenden, mit bunten Blumen geschmückten Teppich der Natur, dachte Carlos an das Versprechen, das er in die Hand des Bruders abgelegt; er mußte sich gestehen, daß höhere Mächte dabei im Spiele waren; denn nur ein Gott vermochte sein von Rache durchglühtes Gemüth so umzustimmen. —

Fünftes Kapitel.

Die Spanierin.

Sei es nun, daß der Friedensfürst wirklich die französischen Truppen, welche nun immer zahlreicher in Spanien eingezogen, zu seinem Schutze gegen die heimlichen Aufrührer herbei rief, oder daß sie mächtigern Befehlen folgten, ihr Einmarsch erregte ein allgemeines Mißvergnügen.

Es kamen bald die sonderbarsten Gerüchte in Umlauf. Man erzählte, der König wolle sich mit seiner Familie nach Amerika einschiffen; diese Sage gewann auch immer mehr an Glauben, als man in Madrid sah, wie in dem Hofe des königlichen Palastes über Hals und Kopf eingepackt wurde, um sich, wie es verlautete, nach Sevilla zu begeben, welche Stadt am Quadalquivir unferne des Meeres liegt und eine rasche Abreise nach Amerika sehr begünstigt.

Eine Menge Landleute traten daher zusammen, um sich in Madrid zu erkundigen, ob es wahr sey, daß ihr König sie verlassen wolle. Sobald sie nicht mehr daran zweifeln konnten, verbreiteten sie sich auf dem Lande und sperrten alle Strassen, um den König, wenn er vorüberkäme, aufzuhalten, und ihn durch Bitten und

Thränen zu erweichen, im Lande bei seinen Tapfern zu verbleiben.

Godoy befand sich jetzt in der tödtlichsten, fieberhaftesten Unruhe und in der beständigen Angst seines Gewissens dachte er darauf seine Aemter zu verlassen, bevor sie ihn verließen. Bald entschloß er sich die Würde eines Groß-Admirals an Don Francisco de Paula dem jüngsten Prinzen der Königin abzutreten, bald verwarf er wieder dieß und machte andere Pläne, kurz, Godoy hatte den Kopf verloren und bei dem Gedanken, daß Napoleon seine Hand von ihm abziehen und ihn der Rache des Thronerben preisgeben könnte, schwebte ihm das Schaffot gespenstisch und entnervend vor den Augen.

Napoleon verläugnete geflissentlich noch immer seine Absichten, denn er bekümmerte sich weder um den Prinzen Ferdinand noch um Godoy. Die Intriguen, welche die königliche Familie entzweiten, begünstigten aber seine politischen Unternehmungen. Während er dem König von Spanien und dessen Gemahlin durch einen Kammerdiener zwölf Pferde von der größten Schönheit übergeben und seinen Besuch ankünden ließ, durch welchen die Angelegenheiten Spanien's und Portugal's ohne Einmischung der diplomatischen Formen geordnet werden sollten, lebten bereits seine Soldaten, die gleich Meeresfluthen die nördlichen Provinzen überschwemmten, auf Kosten des Landes. Nach fünfzehnjähriger, unter dem Namen Allianz, maskirter Sklaverei sollte der Thron, auf dem der schwache Karl saß und die spanische Nationalabhängigkeit mit einem Schlage zu Grunde gehen, zur Vergeltung der ausgelieferten Flotten, der vergeudeten Schätze und des in einem fremden Streite vergossenen französischen Blutes.

Wohl war der verblendende Godoy jetzt enttäuscht, jedoch zu spät! Schaudernd erkannte er, daß Napoleon nicht seinetwegen nach Spanien gekommen sei und er rieth von Angst gefoltert der königlichen Familie nach Amerika zu flüchten. Man traf auch ungesäumt die nöthigen Vorkehrungen und während man im Schlosse einpackte, gingen die Leibgarden, die leichten Schwadronen von dem Corps der königlichen Carbiniere die Nationalinfanterie und die wallonischen und spanischen Garden, welche gewöhnlich die Besatzung von Madrid ausmachten, nach Aranjuez. Anfänglich schrieb das Volk die Versammlung der Truppen dem allzu späten Entschlusse sich zu vertheidigen bei, sobald aber Godoy's Absichten ruchbar wurden, so verbreitete sich durch die ganze Hauptstadt hin eine drohende Unruhe.

Madrid und das acht Stunden entlegene Aranjuez ließ sich die Flucht der königlichen Familie nicht so gefallen wie Lissabon und Mafra; denn Jeder hatte Portugal's Beispiel vor Augen. Keinem Spanier war es ein Geheimniß, wie sich die Franzosen die Auswanderung des Hauses Braganza zu Nutzen machten, sich der Regierung bemächtigten und unerschwingliche Contributionen ansetzten.

„Soll auch in dieser gefährlichen Periode der Wille eines unfähigen, seine Nation verachtenden Ministers über den des Thronfolgers siegen? Weßhalb führt uns Prinz Ferdinand nicht an? Weiß er nicht, daß Maria Louisa von Parma und dieser Godoy damit umgehen, ihn, den das Volk liebt, von der Thronfolge auszuschließen?"

„Wozu noch länger den Nacken unter das Joch eines Elenden beugen, dessen Hochmuth jeden Biedermann kränkt? dessen Unfähigkeit nur allzu entschieden

ist und der in seiner Ehrlosigkeit keinen süßern Genuß kennt, als den, die große spanische Nation zu entehren!"

„Ja bei der heiligen Madonna! sind wir denn noch jenes Volk, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt? Sind wir noch jene Nation, welche die neue Welt eroberte und einst über zwei Welttheile gebot?"

So riefen verschiedene Stimmen auf der Strasse nach Aranjuez in wildem Gedränge durcheinander und der Funke der Empörung, der schon lange in den gekränkten Herzen geklommen, loderte mächtig empor.

Als das geschah, lehnte Carlos Sotello an der alten, steinernen Brücke, die von Saragossa über die schäumenden Fluten des Ebro nach Catalonien hinüber führt. Sein Auge schweifte sinnend über die schöne Ebene hin, in welcher Saragossa der Mündung des Galego und Guerra gegenüber liegt, von Oelbäumen und Reben beschattet. Neben ihm stand eine junge Frau von ungewöhnlicher Schönheit. Ihre langen Haare, hingen in zwei gleichmäßigen Flechten, lang und glänzend über den Rücken hinab und das Feuer ihrer Augen setzte Jeden in Verwunderung. Die jugendliche Frische eines Alters von höchstens zwanzig Jahren färbte ihre von der Sonnenglut des Südens leicht gebräunte Haut mit lebhaftem Incarnat. Sie hielt ein einjähriges Knäblein auf dem Arme und als sie jetzt dem finstern Gatten, der schon seit einigen Minuten zum Ebro nieder starrte, die Falten aus der Stirne strich und ihn fragte: „weßhalb so ernst mein Lieber? vergißt Du, daß ich mit dem Kinde neben Dir stehe?" so zeigten ihre Züge das Bild der innigsten Gattenliebe.

„O nicht doch Maria,“ wendete sich Sotello zu ihr.“ Ich denke eben an euch Beide!“

„Und dabei wird deine Stirne so finster, so drohend?“ fragte Maria mit liebendem Vorwurfe.

„Ja, finster, aus Besorgniß und drohend gegen jene Gestalten, die in meinen wachen Träumen die Hände in böser Absicht nach euch Beiden ausstrecken.“

„So glaubst Du, daß bald hier gefochten wird?“

„Ich glaube es!“

„Nun und Sotello, der tapferste Matador, der je in einer Arena den wilden Stier gefällt, der fürchtet sich?“

„Maria! weßhalb diese Frage?“ sprach Sotello lächelnd zu der Gattin. „Verräth mir doch der stolze Zug, der in diesem Augenblicke Deine lächelnden Lippen schwellt, daß Du weißt, daß sich Sotello niemals fürchtet!“

„Und dieses Bewußtsein, theurer Carlos, macht mich stolz!“ rief Maria. „Was kümmern mich die Feinde, stehst Du an meiner Seite.“ Dann einen Blick auf die Brücke werfend, die über den Ebro führt, sagte sie: „Glaubst Du, daß die Franzosen so leicht diese Brücke überschreiten werden wie die Pyrenäen? Wende ein Mal das Haupt und schaue zurück auf Saragossa's feste Mauern. Glaubst Du nicht, daß hier Tausende zerschellt werden, bis nur ein Mann den Fuß über die Schwelle des Thores setzt? Glühend lieben wir Alle das Vaterland; Jeder ist stolz ein Spanier zu sein und Jeder bereit, an das Fortbestehen dieses Gefühles das Leben einzusetzen! —

Ich würdige all' das, was Du eben sagtest“ entgegnete Sotello. „Besser aber werde ich fechten und ruhiger im Gemüthe sein, weiß ich Dich unter dem

Schutze des Hospiciums auf dem Montserat. Füge Dich deßhalb, wenn es hier Ernst werden sollte; hoch oben in der Einsiedelei von St. Hieronymo lebt es sich göttlich, himmlisch schön! Bete dort für mich vereint mit meinem Bruder und flehe den Herrn an, daß er den Spaniern gegen die Fremdlinge Sieg verleihe. Dem Himmel so nahe, betet es sich so leicht, so voll tiefen heiligen Gefühles! Rein bleiben jene Höhen, während hier unten der Oelbaum und die Rebe mit Blut begossen werden. Eine frische Alpluft erquickt Dich und das Kind dort oben, während wir unten im Thale die Moderdünste unbegrabener Leichen einathmen werden. Während die Feldschlacht durch die Niederungen hinbraußt, wird auf der wolkenumlagerten Spitze des Montserat ein heiliger Frieden wohnen und während Dich und den kleinen Antonio — er küßte den braunen Knaben, der lächelnd mit den Korallenschnüren spielte, die den Hals der jugendlichen Mutter zierten — sanfter Vogelgesang dort in labenden Schlummer wiegen, wird der Donner der Kanonen unten die Kampfermatteten in tiefer Nacht aus der Ruhe aufschrecken.

„Du schilderst nicht übel mein Carlos," entgegnete die junge Frau. „Während ich also hoch oben auf dem Montserat in freier, frischer und gesunder Alpluft geborgen lebte, unbedroht von Gefahr gleich der Adlerbrut, die auf den höchsten Firnen dem tiefen Blau des schönen Himmels so nahe ist, schwebte über Dir beständig des Todes Sense. Während ich in vollen Zügen das Aroma duftender Blumen einsöge, hemmte Dir der Pulverdampf und der eckle Geruch, der aus modernden Leibern aufsteigt, das freie Athmen der Brust und während ich sorglos nach dem Wölkchen schaute,

die am Himmel hinziehen wie der Straußen Menge durch die öde, unbelebte Wüste und mich ergötzte an ihren Formen, die so rasch wechseln wie die Bilder im Prismaspiel, kämpfest Du in Todesnoth, oder es erschlügen Dich vielleicht unten überlegene Feinde. Das aber kümmerte mich nicht? O, schweig! schweig! Denn zweifeltest Du auch an meiner Liebe, wozu ich Dir bei der heiligen Madonna nie einen Anlaß gegeben, so hättest Du doch nicht vergessen sollen, daß die Mutter Deines Kindes eine Spanierin ist!"

Ein edler Stolz schwellte, während die junge Mutter so sprach, die Brust ihres Gatten und als sie nun zu Ende war und ihm einen Blick gekränkter Liebe und gekränkten Ehrgefühles zuwarf, zog er sie innig zu sich heran; er küßte ihr die schmollend aufgeworfenen Lippen, die sich dann allsogleich in einem freundlichen und unbeschreiblich holden Lächeln glätteten.

„Vergib liebe Maria", sprach Carlos, ihre seidenweiche Hand in seiner kräftigen drückend; „aber sage, muß nicht meine Liebe für Dein Wohl und für Deine Sicherheit sorgen? denn —"

„Aber sage," fiel ihm Maria scherzend und seinen Ton nachahmend in die Rede; „muß nicht eine treue, liebende Gattin auch für das Wohl des ihr theuern Mannes besorgt sein? Sagte man uns nicht als wir am Altare die Ringe wechselten, daß wir Freude und Leid getreulich miteinander theilen und uns in den Tagen des Ernstes und in denen thränenvoller Prüfungen nicht verlassen sollen?"

„Ja man sagte uns das, nnd wir wollen es auch so halten; aber —"

„Kein Aber; was recht ist, ist und bleibt Recht; das Aber theilt die Sache wie das Wenn und das

gute Recht leidet keine Theilung! Deßhalb bleibe ich bei Dir; die Stimme des Rechtes und die der Pflicht gebieten es mir so!"

„So höre doch."

„Ich höre."

„Sieh, liebe Maria, Du vermehrst nur in dem Kampfe meine Sorge, weiß ich auch Dich von den feindlichen Kugeln bedroht."

„Und ich verginge vor Angst auf dem Montserat dächte ich Dich mitten im Drängen des Kampfes."

„Theures Weib, gib der Stimme der Vernunft Gehör. Was kannst Du mir im Kampfe nützen?"

„Viel, sehr viel!"

„Laß hören."

„Unser Haus bildet den Pfeiler mit der Brücke. An seinen Grund schmiegen sich die rauschenden Wasser des Ebro und da von dieser Seite jedes Haus sich zu einer Feste umgestalten wird, so werde ich, während Du auf die Feinde hinabfeuerst, die sich über die Brücke drängen, Dir die Gewehre laden."

„Und der kleine Antonio —?"

„Ihn wird die Magd stillen, wenn er weint, und ein freundliches Wort von mir wird ihn beruhigen."

„Weiter, weiter!"

„Wirst Du verwundet, so werde ich Dich aus dem Bereiche der feindlichen Kugeln ziehen, Dir das Blut stillen und Dich pflegen. Sage an, wer pflegte Dich wohl mit mehr Liebe, mit mehr Sorgfalt, als ich?"

„Und wenn die Spanier von den Franzosen bei Saragossa zurückgeworfen würden, wenn die Feinde siegten? Wenn sie übermüthig und wild von dem Kriegesglücke in die Wohnungen stürmten, um den Stolz mancher Spanierin, die auf sie gefeuert. —"

Dem liebenden Gatten versagte die Stimme, Maria aber faßte krampfhaft seinen Arm, und ganz von der Glut ihres heißen Blutes getrieben, rief sie: „Dann würde ich Dich, wärest Du auch verwundet, von dem Bette aufzerren, wieder Dir das Schwert in die Hand zwingen, das so oft in der Arena die wilden Stiere aus der Siera-Morena niederwarf, und für Dein Weib und für Dein Kind fechtend, würdest Du den Tod eines Helden sterben!"

„Und Du und der Knabe?" fragte Sotello, dessen Stirnader so mächtig anschwoll, als sehe er jetzt schon die Seinen von Feinden umrungen.

„Wir würden Dich kaum einige Sekunden überleben." Dort unten rauscht der Ebro, ein Sprung aus unsern Fenstern führt rasch zu seinen Wassern nieder!"

„Ja, Du bleibst, mag auch kommen was da will!" rief jetzt Carlos, unfähig die stolzen und muthigen Gefühle seiner Brust noch länger zu bewältigen. Mit freudigem Danke umschlang ihn sein junges Weib. Dann machte sie ihn auf einige Leute aufmerksam, die raschen Schrittes über die Steinbrücke hereilten, die über den Ebro in die Stadt führt.

Kaum hörte Carlos von den jetzt näher heran Gekommenen unter Verwünschungen den Namen Godoy aussprechen, so hielt er sie an und fragte was es gebe.

„Auf Anrathen Godoy's schickt sich die königliche Familie an nach Sevilla abzureisen, um von dort rasch nach Amerika überschiffen zu können." So lautete die Antwort.

„Und weßhalb diese Flucht?" fragte Sotello.

„Ei, weil der Großherzog von Berg gemessene Befehle erhielt mit einer französischen Armee nach

Madrid zu marschiren. Der Schurke Godoy hat uns verkauft und verrathen!"

„Und der König — wie? ist der auch jetzt noch blind! Durchschaut er noch nicht die Ränke dieses Friedensfürsten?" fragte Maria den kleinen Antonio stillend, der sich vor den wilden, rollenden Blicken der Männer fürchtete.

„Nein! Unser König sieht auch jetzt noch nicht hell, und daß er wie immer nach Godoy's Einflüsterungen handelt, erhellt daraus, weil er sein tapferes Volk im Augenblicke der Gefahr verlassen will."

„Und dieses Volk, läßt es ihn ziehen?" fragte Sotello, die äußerste Unruhe verrathend. „Hat es schon vergessen wie viel Unheil in Portugal entstand, weil Lissabon und Mafra schwiegen, als das Haus Braganza auswanderte?"

„O nein, man hat es nicht vergessen und deßhalb ist auch im Umkreise von Madrid und Aranuez Alles in fieberhafter Aufregung."

„Was hilft die Aufregung?" entgegnete Maria dem Spanier, der eben gesprochen; „Bittet, beschwört man nicht den König daß er bleibe und sich auf die Treue und Tapferkeit seiner Nation verlasse?"

„O Segnora, man that und thut mehr!" lächelte einer der Spanier. „Man griff die Garden an, die in einer finstern Nacht nach Aranuez abgingen und Madrid ohne Vertheidigung ließen; und da den König die flehend zu ihm aufgehobenen Hände und die Thränen in den Augen seines Volkes nicht zum Bleiben vermögen konnten, so hält nun das Landvolk alle Straßen und Steige besetzt, um die Flucht mit Gewalt zu vereiteln. Auch ist das ganze Volk entschlossen, den Ränken und Schandthaten des Friedensfürsten für

immer ein Ziel zu setzen. Ja, ja, in den nächsten Tagen wird Madrid der Schauplatz wichtiger Ereignisse werden und es soll mich wundern, wenn der wackere Sotello da fehlt, wo sich die Frage entscheidet, ob wir Spanier bleiben werden!"

„Ich danke, ihr wackern Leute, für euern Bericht," entgegnete Sotello und mit ernster Betonung setzte er hinzu: „Es soll mich freuen, wenn wir uns dieser Tage in Madrid begegnen."

„Ihr geh't also hin?"

„Ihr habt es gehört" entgegnete Maria ihren schönen und tapfern Gatten mit einem stolzen Blicke messend.

„Nun auf Wiedersehen. Lebt wohl Segnora!" So rufend schritten die Spanier durch das Thor von Saragossa.

Bewegungslos lehnte Carlos an dem Brückenpfeiler und als ihn endlich Maria leise anstieß, so fragte er wie aus einem tiefen Schlafe erwachend: „Was gibt's?"

„Träumer was sinnest Du?" lächelte Maria. Auf nach Madrid! wo sich das Wohl oder Weh' des Landes entscheiden soll!"

„Und Du, liebe Maria, womit wirst Du Dir die Zeit verkürzen?"

„Ich werde Deine Flinten putzen und ihre Schlösser einölen, dann die Steine auf den Hahnen schärfen, damit sie gut Feuer geben und nicht versagen. Auch werde ich Kugeln gießen und Patronen machen. So schwindet die Zeit. Oft werde ich auch zur Madonna beten und ehe ich mir's versehe bist Du wieder da, will's Gott, mit guter Nachricht!"

„Ja, will's Gott!“ entgegnete Sotello finster. Ein Diener sattelte nun auf seinen Befehl den muthigen Hengst des Herrn, der den gefeierten Matador jedes Mal so stolz durch die Arena trug. Maria gab den Kleinen einer Magd, schnallte ihrem Gemahl den Hüftgürtel fester und ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst mit den Waffen zu schmücken, die er allenfalls zu seiner Vertheidigung benöthigen konnte. Als sie ihm die reichlich mit Knöpfen besetzte spanische Sammtjacke zuknöpfte und einer ihrer raschen Blicke auf die hellrothe Narbe fiel, die sich über die Brust ihres Gatten hinzog, sagte sie: Auch eine Todsünde Godoy's!“ dabei drückte sie ihrem Carlos fest die Hände, denn um das Bangen ihres liebenden Herzens zu verbergen, that ihr eine gewaltige Anstrengung Noth. Sie küßte ihren Carlos und die Gatten schieden.

Während sich Sotello im Hofraume in die Bügel schwang, stand Maria auf der steinernen Altane; in ihrer Hand hielt sie eine Guitarre und sang mit ihrer schönen melodischen Stimme, eine Romanze, die den Stolz und die Tapferkeit der spanischen Nation in blühender und edler Sprache ausdrückte.

Sotello, schon im Sattel sitzend, erhob den Kopf zu dem Balkon auf dem Maria sang, die sich beim Abschiede heiter zeigen wollte. Lächelnd lauschte er dem gewandten Saitenspiel und der Gesangsweise; sobald aber die ihm Theure schwieg, rief er ein „Lebewohl!“ —

Maria, jetzt ganz Gattin und Mutter ließ die Guitarre niedergleiten und ihm den Knaben vom Balkon aus zeigend rief sie in einem Tone, der ihr Inneres verrieth: „Mein Carlos gedenke Unser!“ Sotello nickte mit dem Haupte und sprengte davon.

Jetzt erst, da der Gatte fort war, ließ Maria in der verschwiegenen Einsamkeit ihres Gemaches reichliche Thränen fließen; Spaniens nächste Zukunft war in jener Zeit auch in Wahrheit so finster umwölkt, daß gar kein Hoffnungsblitz in die bangen, von Groll und Schmerz erfüllten Gemüther drang.

Spaniens Königin hatte längst durch das innige Verhältniß in dem sie zu Godoy stand, die Achtung und die Liebe der Nation verloren. Welche Hoffnungen konnte man auf Karl IV. setzen, der von der Einwirkung eines Zaubers geblendet gefesselt schien und nur durch die Augen einer Maria Louisa von Parma und eines Godoy sah. Beide liebten ihn nicht, sondern betrogen ihn gemeinschaftlich. Was konnte man selbst von dem Prinzen Ferdinand von Asturien erwarten, der, um dem finstern Kerker zu entrinnen, jene schmachvolle von Godoy verfertigte Schrift unterzeichnete und wenn auch nur scheinbar den seinen Freund nannte, der ihn tödtlich beleidigt und vor der ganzen Nation schimpflich herab gewürdigt hatte. Das Volk allein stand also noch da mit seinen gekränkten und empörten Herzen, als eine feste Kette, entschlossen, die Ehre des mit Schmach bedeckten Thrones wieder zu erkämpfen. Ein neues Staatssystem sollte gegründet und der Feind aus dem Lande vertrieben werden, der bis jetzt ohne den leisesten Aufenthalt vorwärts geschritten war. Das Alles sollte die arme, in ihren Rechten so tief geschmälerte Nation vollbringen.

Solchen Gedanken gab sich Maria hin und sie konnte dabei den lauten Ausruf nicht unterdrücken: „O, das wird namenlos viel Elend geben und Ströme Blutes kosten! die Nachwelt aber," sagte sie gleich einer Seherin starr vor sich hin blickend, „wird das anstau-

nen, was das spanische Volk im höchsten Drange, ohne einen verläßigen Fürsten, ohne einen redlichen, hohen Anführer gethan und das, was der Spanier in diesem Kampfe thun wird, wird später alle Herzen pochen machen! In der Mitte jener Berge angelangt, welche eine Ehrfurcht gebietende Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden und den Blick in das spanische Land in einem unermeßlichen Panorama öffnen, wird selbst mancher Fremdling die Helden besingen, die in dem Kampfe, der nun auf der Schwelle steht, ihre Thatkraft entwickeln und sterben. Sterben! — Das ist nun freilich ein gar finsteres Wort," sprach Maria in trauriger Betonung, „und doch ist es schön für eine gute Sache zu fallen! Ja, es muß anders werden! Wie Glas werden jetzt Verfassungen geblasen und zerschmettert, Angebereien ohne Namen nimmt man auf und raubt so dem Bürger das Gefühl der Sicherheit; auch hat das beraubte und in großen Massen auf dem Blutgerüste ermordete Volk das Vertrauen verloren! Gegen die scheußliche Gestalt willkürlicher Despotie muß ein allgemeiner Kampf geschlagen werden. Gott und die heilige Madonna werden das Recht beschützen!" —

So sprechend sank die Spanierin vor einem Marienbilde auf die Knie nieder und betete leise, ihr frommes, für das Wohl ihres Vaterlandes so sehr begeistertes Gemüth zu Gott und zu seinen Heiligen erhebend.

Sechstes Kapitel.

Des Königs Abdankung und des Günstlings Fall.

Der Lärm unter dem Volke war in den nächsten Tagen in Madrid und in Aranuez so laut geworden, daß der König dadurch bestimmt wurde, die Frage wegen seiner Person und der Versetzung seines Hofes nach Amerika seinem geheimen Rathe vorzulegen.

Der Prinz von Asturien, der durch die öffentliche, gerichtliche Anklage seines Vaters und durch die von dem Friedensfürsten verfaßte Schrift, die er leider unterzeichnete, zu sehr beschimpft worden war, sprach sich nun öffentlich gegen die beabsichtigte Reise des Hofes aus. Ein gleiches that sein Bruder Don Carlos und sein Oheim, Don Antonio. Verneinend stimmte auch der Rath gegen die Abreise.

Der König erließ daher von den Umständen gedrängt, folgende Eröffnung:

„Vielgeliebte Unterthanen!"

„Eure edle Unruhe ist mir Zeugniß von den Gefühlen Eurer Herzen. Mir, Eurem Vater kommt es zu, Euch in dem Zustande von Angst zu trösten. Die Versammlung des Korps meiner Garde hat keineswegs zur Absicht, mich zu vertheidigen, noch mich auf meiner Reise zu begleiten, welches Gerücht auch nur die Bosheit ausstreute. Was habe ich unter dem Schutze der unerschütterlichen Treue meiner Unterthanen zu fürchten? — Spanier, beruhigt Eure Gemüther! betraget Euch gegen die Bundesgenossen Eures Königs wie bisher und Ihr werdet den Frieden Eurer Herzen wieder hergestellt sehen."

So väterlich und liebevoll auch diese Sprache war, so beruhigte sie doch nicht einen einzigen Spa-

nier, denn Karl IV. hatte, wenn auch noch nicht ganz die Liebe, doch im vollsten Sinne das Vertrauen seiner Nation verloren. Gerechtes Mißtrauen fand auch wirklich in dem Umstande Begründung, weil die zu den Transporten des Hofes in Requisition gesetzten Maulthiere und Wagen nicht zurück geschickt wurden. Die auf der Strasse nach Sevilla bestellten Relais erhielten keinen Gegenbefehl; auch wurde das Volk gewahr, daß man in den Gemächern des Schlosses fortfuhr die Reisekoffer zu packen und aufzuladen.

Während dieser Bewegungen saß Godoy's Gemahlin, die schöne Prinzessin des Infanten Ludwig Anton, die den Emporkömmling so zu sagen in der königlichen Familie adoptirt, in ihrem Gemache. Sie blickte hinab in die volkbelebten Strassen; ihr edles Gesicht war bleicher wie gewöhnlich; denn obgleich ihr Gatte sie oft entsetzlich vernachläßigte, bangte ihr doch vor dem Schicksal, das ihn bedrohte. Von Zeit zu Zeit wendete die hohe, unglückliche Frau, deren Gemüth so ernst und traurig war wie ihr schwarz sammtnes Gewand, den lockenumflossenen Kopf nach der Thüre, als erwarte sie Jemanden mit Ungeduld. Endlich that sich diese Thüre auf und eine Kammerfrau, die ihr volles Vertrauen besaß, trat ein. Bestürzung und Angst zeigten die Züge dieser schon ältlichen Dame.

„Sie bringen eine böse Post," redete die Prinzessin die Eintretende an. „Was gibt es? Reden Sie; denn Sie wissen, ich kann es nicht leiden, das was vom Uebel ist tropfenweise zu kosten."

„Es geht das Gerücht, daß —" die Kammerfrau stockte, als scheue sie sich den Namen auszusprechen, der ihr bereits auf den Lippen schwebte.

„Daß; — nun — fahren Sie fort!“ befahl die Prinzessin, die ihre Ungeduld nicht verbergen konnte.

„Daß Donna Pepa Tudo von Castillo=Fiel mit Gold und Diamanten belastet entflohen sey.“

Als die Kammerfrau diese Worte in sichtlicher Eile gesprochen, als befürchte sie abermals zu stocken, konnte die Prinzessin ein stolzes Lächeln der höchsten Geringschätzung nicht verbergen.

Pepa Tudo war nämlich Godoy's Maitresse, die der Wüstling stets mit dem Gold überhäufte, das ihm die sträfliche Neigung der Königin zuwandte und das er ohne Gewissensbisse aus der Staatskasse nahm.

„Was kümmert mich diese Elende,“ sprach die Prinzessin mit einer Bewegung, die deutlich erkennen ließ, sie erachte es für überflüssig, daß man ihr das gesagt.

„Das Volk,“ wagte die Kammerfrau zu entgegnen, „ist aber über diesen Umstand sehr aufgebracht; denn es sagt, es habe ein Recht auf dieses Gold und auf diese Diamanten, weil man beides —“

„Aus seinen Thränen und aus seinem Mühen gepreßt!“ fiel die Prinzessin der Kammerfrau in's Wort und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „O meine Gute! ich kenne diese Aeußerungen zur Genüge. — Ist weiter nichts vorgefallen?“

„O ja, sehr Drohendes.“

„Nun? Sie stocken ja schon wieder, und bedenken nicht, daß Sie mich mit diesen Unterbrechungen mehr ängstigen, als wenn Sie gleich die Thatbestände gäben wie sie sich ereignet.

„Die Königin wurde von Landleuten, die aus der Umgegend hier in Aranuez eintrafen, mit den abscheulichsten Schmähungen begrüßt.“

„Man wird sie doch nicht mißhandelt haben?" fragte die Prinzessin mit theilnahmsloser Kälte; denn die Königin war ja die Gründerin der Ehe, in welcher sich die Prinzessin so gekränkt, so betrogen — so unglücklich fühlte! —

„Es fehlte nicht viel," fuhr die Kammerfrau in ihrem Berichte fort, „so wäre auch dieß geschehen. Mit Ungestüm verlangte man von ihr —"

„Was verlangte man?" fragte die Prinzessin von einer dunkeln Ahnung ergriffen.

„Den Kopf —"

„Wessen Kopf?" fragte die unglückliche Dame; dabei streckte sie die Arme so weiß wie Elfenbein aus den geschlitzten, wehenden Aermeln der Kammerdame entgegen, und drückte mit ihren schönen Händen die der Kammerdame, sie zum Reden auffordernd.

„Den des Friedensfürsten!"

„Meines Gemahls!" ergänzte die Prinzessin. Sie stieß die Hände der erschrockenen Kammerfrau leicht zurück, verhüllte schaudernd ihr Antlitz, und sank mit dem Ausruf: „Heilige Madonna!" — in einen Stuhl. Ihr Gesicht wurde so bleich wie das einer Alabasterbüste und die Kammerdame, welche die Gebieterin ohnmächtig glaubte, zog den mit guten Perlen gestickten Glockenzug und rief nach Hülfe.

Trotz dem, was auf den Strassen von Aranuez und in seinem Palaste vorfiel, war Godoy beruhigter wie jemals In den nächsten Tagen mußten die Franzosen in Madrid eintreffen und hatte er nach dem Stand der Dinge jetzt auch zur Genüge wahrgenommen, daß Napoleon nicht seinetwegen mit seinen Heeren nahe, so hoffte er doch gegen die Anvertrauungen — Verräthereien, — die er ihm zu machen entschlossen war, auf

seinen Schutz und auf ein sicheres Geleit aus dem Lande, das er geplündert. Da er nicht so gut bedient war wie früher, so erfuhr er aber nichts, was gegen ihn im Werk war und als sich auch bereits drohende Symtome in den Volkshaufen äußerten, so hoffte er in dieser schwierigen Krisis, gleich dem König und der Königin auf Don Diego Godoy, Herzog Almodovar del Campo, seinen Bruder, der die Garden befehligte. Sobald er daher vernahm, seine Gemahlin fürchte so sehr für seine Person, daß sie sich höchst unwohl befinde, so ließ er sich alsogleich bei ihr melden, mit dem Wunsche, sie allein zu sprechen.

Je seltener dieser Besuch war, je mehr wurde die hohe Frau davon überrascht. Sie hieß die Kammerfrauen, die sich um die leidende Herrin versammelten, sich entfernen und in der nächsten Sekunde trat Emanuel, sorgfältig gekleidet, in das mit einem süßen Dufte erfüllte, mit dunkelrothem Damaste ausgeschlagene und durch vergoldete Simswerke, Spiegel, prachtvolle Meubel und Blumen herausgehobene Gemach.

Das Licht fiel in diesen Salon durch Atlasvorhänge herein, welche über die Fenster herabgelassen waren, wodurch ein geheimnißvolles, magisches Halbdunkel entstand.

Einige Augenblicke betrachtete Godoy seine schöne Gemahlin, an der er sich so schwer vergangen, mit einer Art von Rührung; denn in der leidenden Blässe, die Angst und Schmerz auf ihr Antlitz hingehaucht hatten, erschien sie ihm anmuthiger und schöner als jemals.

„Mit Bestürzung vernahm ich Segnora,“ redete er sie an, „daß Sie leidend seyen?“

„Ja, sehr leidend,“ entgegnete die Prinzessin, und bat ihren Gemahl sich nieder zu lassen, indem sie nicht die Kraft fühle sich zu erheben.

Godoy setzte sich auf einen der weich gepolsterten Stühle und sagte wieder: „Sie sehen wirklich etwas angegriffen und bleich aus. Ich habe aber die Ehre zu versichern, daß Sie diese Blässe noch anmuthiger kleidet, als der frühere Karmin Ihrer Wangen.“

„Der frühere Karmin!“ Das Wort früher betonte die Prinzessin auf eine eigene, seltsame Weise und ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Nein, wahrhaftig,“ fuhr Emanuel immer die Gattin betrachtend fort, deren düsterer, schmerzlicher Ernst ihn zu verwirren begann; „Sie erscheinen mir so schöner als jemals!“

„Segnor,“ entgegnete da die Prinzessin, einen strengen Blick auf den Gatten werfend, „was sollen eitle Komplimente, wo so viel Ernst in's Leben tritt? Wissen Sie, daß das Volk die Königin mit Schmähungen überhäuft hat?“

„Ich weiß es.“

„Wissen Sie, daß das Volk neuerdings gegen Sie sehr aufgebracht ist?“

„Meinetwegen! Ich gewöhnte mich seit geraumer Zeit an den Haß. Deßwegen sicherte ich auch bereits Alles, was mir theuer ist; denn wie Sie wissen, sind meine Schätze wohl geborgen.“

„Sie sicherten Alles, was Ihnen theuer ist?“ lächelte schmerzlich die Prinzessin; „deßhalb verschwand auch Pepa Tudo mit Gold und Diamanten?“

„Wer sagt Ihnen das?“ fuhr Godoy einen Augenblick betroffen in die Höhe.

„O ereifern Sie sich nicht," sprach die Prinzessin mit bitterm Spotte. „Wenn Sie diese Geschichte als ein Geheimniß verborgen glaubten, so habe ich die Ehre zu versichern, daß das Volk davon spricht."

„Was geht das Volk die Donna an? Sie hat wohl gethan, daß sie ging; denn Narren und bissigen Bestien geht jeder Kluge aus dem Wege."

„Emanuel! verdient das Volk diese Schmähung?" sprach da die Prinzessin und vor ihrem edeln Blicke schlug Godoy die Augen nieder. „Ist das Volk mit einem Thoren zu vergleichen, weil es sich von Ihnen nicht länger demüthigen lassen will? Ist es eine Bestie zu schelten, weil es sich nicht länger begnügt, die Faust in der Tasche zu ballen? Emanuel! Sie thaten dem Volk wehe, und zwar lange und in stets gesteigertem Bemühen dem schmerzlichen Druck, der von Ihnen ausging, mehr Gewicht zu geben!" —

„Es scheint," mühte sich Godoy zu lachen, „daß Segnora mit einer Parthei verkehren, die gegen mich Opposition ergriffen."

„Keinen Scherz, Emanuel!" fuhr die Prinzessin in ihrem ernsten, strengen Tone fort. Prüfend ließ sie einige Sekunden das Auge auf dem Gatten heften, dann sagte sie: „Das Volk verflucht den Namen Emanuel Godoy und Sie sind heiter? Das Volk beschimpft die Königin und verlangt mit Ungestüm den Kopf des Friedensfürsten, ihres Günstlings von ihr, und Sie lachen? Bei der heiligen Madonna, Segnor, ich begreife Sie nicht!"

„Es fordert Niemand meinen Kopf," versicherte Godoy, der gegen seinen Willen sehr bleich geworden war. „Höchstens verlangt der Pöbel von mir, daß ich meinen Aemtern entsage, woran im Grunde mir wenig

liegt. Bin ich nicht reich genug und kann ich an Ihrer Seite nicht überall leben als Fürst?"

„An meiner Seite?"

„Ja, Segnora! an Ihrer Seite."

„O das würde Ihnen entsetzlich viel Ueberwindung kosten und unaussprechlich langweilig werden!"

„Louise!"

„Was wollen Sie, Emanuel?" lächelte schmerzlich die hohe Frau. „Wollen Sie mir Glauben machen, daß Sie etwa gar Neigung für mich empfinden, oder daß ich Ihnen irgend etwas gelte? O geben Sie sich keine Mühe, ich bitte, denn wir wissen, wie wir einander gegenüber stehen!"

„Sie hassen mich?"

„Bei der heiligen Madonna nein!"

„So verachten Sie mich?"

„Was kann man an Ihnen achten?" sprach die Prinzessin, ihm mit wehmüthigem Vorwurfe in's Antlitz blickend, „und dennoch versichere ich Sie, daß ich Sie mehr bedaure als verachte. Ja, Emanuel! ich bedaure Sie und zwar tief, innig und wahrhaftig! So unwahrscheinlich es Ihnen vorkommen mag, so gestehe ich Ihnen ohne Erröthen, daß, trotz Ihren Vernachläßigungen und Kränkungen, noch nicht der letzte Funke der Neigung in meinem Herzen für Sie erstorben ist; deßhalb bangt mir vor dem entsetzlichen Gedanken, die Wuth eines erbitterten Volkes möchte Sie erfassen, der Groll, dem Sie so lange Nahrung gegeben, Sie auf das Blutgerüst zerren! O Emanuel! ich leide entsetzlich!"

„Verbannen Sie Ihren Gram," sprach da Godoy, liebende Freundlichkeit heuchelnd. „Ich finde Sie zu angegriffen, um mich jetzt über gewiße Dinge bei Ihnen

zu vertheidigen, wobei Ihre Gemüthsbewegung noch mehr gesteigert würde und versichere nur, daß Sie sich wegen meiner Person, ohne Grund, ängstigen."

„Wer wird Sie schützen, wenn sich diese drohenden Volksmassen in Bewegung setzen?" fragte die Prinzessin, den Atlasvorhang lüftend und einen ängstlichen Blick auf die Strassen hinabwerfend, wo Alles drängte und wogte.

„Don Diego, mein Bruder und seine Garden!" entgegnete Emanuel, „und in den nächsten Tagen die Franzosen."

„Sie hoffen also, ungefährdet aus Spanien zu entkommen?"

„Ich bin dessen so fest überzeugt," lächelte Godoy, die Hand seiner Gattin ergreifend, „als ich weiß, daß ich jetzt eben in Ihre schönen Augen blicke, aus denen unverkennbar die Neigung zu mir spricht."

„Da Sie stets in diesem Tone zu mir sprachen und zwar auch in jenen Stunden, wo Sie mich durch Ihre Handlungsweise tief, unendlich tief kränkten, so weiß ich nicht, ob Sie nicht auch jetzt meiner spotten. Ich wage es jedoch auf diese Gefahr hin, Ihnen zu sagen, daß die Neigung, die Sie in meinen Blicken zu lesen vorgaben, wirklich für Sie in meinem Herzen besteht. Denn im Vergessen der Kränkungen habe ich mich im Zusammenleben mit Ihnen stets geübt. Ich konnte immer dem Gedanken nicht Raum geben, daß Sie, mit so vielen Vorzügen von der Natur ausgestattet, verflucht werden und verloren gehen sollen! Emanuel! wie man Sie jetzt verwünscht, so würde Sie Spanien gesegnet haben, wenn Sie nur den zwanzigsten Theil von dem Guten gethan hätten, was Ihnen vermöge Ihrer Stellung zu spenden leicht gewesen wäre.

So aber thaten Sie nichts Gutes; man erzählt sich von Ihnen nicht einen edeln Zug, und das Vorempfinden: Sie werden in Schmach und Infamie untergehen, nagt Tag und Nacht an meinem Herzen!"

„Godoy lächelte, und seine Gemahlin, die seine Hand in der ihrigen kalt werden fühlte, machte sich schaudernd von ihrem Drucke los. Das frostige, stolze Lächeln ihres Gemahls erschreckte die edle Dame. Er kann übermüthig lächeln, dachte sie, während ich ihm mein beklommenes Gemüth erschließe und während mein Herz in furchtbarer Angst bebt. Fast reute sie ihre Offenheit und dennoch hielt sie das Sprechen für eine heilige Pflicht. Sie rang nach Fassung, sammelte sich und sagte: „Emanuel! wenn Gott Ihnen die unverdiente Gnade erweist und Sie ungefährdet durch das empörte Volk über die Grenze geleitet, so versprechen Sie mir, ein anderer Mensch zu werden. Meine Mitgift reicht hin, daß wir standesgemäß leben können; Ihre Schätze aber geben Sie Spanien zurück; denn es hängen Blut, Thränen und namenloses Elend an denselben!"

„Schöne Moralpredigerin! sind Sie zu Ende?" fragte Godoy die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend.

„Nein, noch nicht!" entgegnete die Prinzessin. „Sie müssen auch durch einen Widerruf veranlassen, daß Jene in Freiheit gesetzt werden, die Sie von Haß getrieben, in feuchte, scheußliche Kerker begraben ließen!"

„Ich muß!" lachte Godoy, erhob sich stolz und betrachtete die Bilder, die in diesem Salon aufgehangen waren, so, daß er seiner Gattin den Rücken zukehrte.

„Ja, Sie müssen!" rief die Gekränkte. „Sie müssen, um Ihre Ehre einiger Maaßen wieder vor der

Welt herzustellen und um den Himmel wieder in dem Maaße zu versöhnen, als es die Fülle Ihrer unedeln Gewaltthaten zuläßt!"

„Segnora — Sie werden unausstehlich! Ich bin diese Sprache nicht gewöhnt." Diese Worte sprach Godoy über die Schulter und zwar in rauhem, befehlendem Tone."

„Es ist die Sprache der Wahrheit," fuhr die Prinzessin mit unzerstörbarem Gleichmuthe fort, und da Sie sich selten die Mühe genommen mit mir zu reden, so hörten Sie sie selten und vergaßen sie stets rasch wieder. Sie sind die süße Sprache einer Maria Louise von Parma gewohnt, die Sie mit stets steigendem Glanze und mit wachsenden Sünden umgab; dann die Komplimente einer Pepa Tudo, die sie Ihnen nothwendig machen muß, um den Zufluß des Goldes und der Diamanten nicht in's Stocken zu bringen."

„Ist das etwa die Sprache der Neigung?" fragte Godoy mit verbissenem Grimme, der für all' das, was seine Gemahlin sprach, keine Rechtfertigung hatte.

„Ja, Emanuel! es ist dieß die Sprache der Neigung;" rief die Prinzessin; „freilich aber einer Neigung, die Sie in ihrer Reinheit unausstehlich finden und es muß Sie wahrhaftig Gott verlassen haben, daß Sie für so viel Wahrheit unempfänglich bleiben! Sie schweben bei der heiligen Madonna über einem entsetzlichen Abgrund, und wenn ich Sie so vor mir stehen sehe, kommen Sie mir vor wie ein Mensch, den Gott und die Welt verurtheilt!" Von einer furchtbaren Angst getrieben, warf sich die edle Gemahlin des unedeln Günstlings, nun diesem zu Füßen, erhob die gefalteten Hände und beschwor ihn, die Augen voll Thränen, in sich zu gehen und sich zu bessern. „Geben

Sie es ab, dieses Versprechen!" rief sie mit bebender Stimme. „Gott wird es hören und Ihnen den ersten Hauch der Gnade zur völligen Erkenntniß senden!"

Ein dumpfes, brausendes Gemurmel erhob sich jetzt unten in den Strassen, und die Prinzessin rief nun mit der ganzen Kraft ihrer Stimme: „Hören Sie das Gewitter, wie es sich grollend heranwälzt! Fürchten Sie den Blitz, den es entsendet!" —

„Lassen Sie mich; Sie sind geisteskrank!" rief Godoy mit einer raschen Bewegung sich von der Umschlingung der Knieenden losmachend.

Der Tumult in den Strassen steigerte sich. Die Prinzessin zog den Atlasvorhang auf und das drohende Bild einer entfesselten Revolution zeigte sich ihrem vor Schreck erstarrenden Auge.

Godoy, der bei dem gereizten Geschrei ein Beben nicht verbergen konnte, trat neben die Gemahlin; sobald aber die unten sein Antlitz erblickten, riefen tausend Stimmen: „Es sterbe Godoy!" und tausend gekrampfte Fäuste schwangen Verderben drohend die Waffen.

„Nieder auf die Kniee! beten Sie zu Gott, daß er Ihnen gnädig sey!" flehte die Prinzessin in namenloser Angst und die trostlosen Worte: „Sie sind verloren!" entrangen sich unter Schauern ihrer edlen Brust.

„Ich bin es nicht!" jubelte der Verstockte. „Don Diego, mein Bruder, naht mit seinen Garden!"

Die Prinzessin, kaum mehr fähig, sich aufrecht zu erhalten, ergriff den Arm ihres Gatten und ihr scheues Auge blickte zu den Strassen nieder.

Wirklich nahte Diego Godoy, der Bruder ihres Gemahls; stolz und übermüthig wie dieser, ritt er an der Spitze der spanischen Garde. Hinter dieser mar-

schierten die Schweizer einher, welche die ihrer Würde und ihres Rechts bewußte Nation als Miethtruppen haßte, die kein Interesse bei der öffentlichen Sache haben konnten und von der Partei waren, von welcher die Unterdrückung ausging. Die Volkshaufen wurden getrennt und die königlichen Carabiniere wie die Schweizer setzten sich sogleich in Vertheidigungsstand. „Nun, furchtsames Herz! bin ich verloren?" fragte jetzt Emanuel seine Gattin.

„O beten Sie, beten Sie!" flüsterte diese mit den bleichen Lippen. Im Gefühle der Sicherheit aber, in das ihn die Gegenwart des Bruders und die der Garden versetzte, lachte Godoy, öffnete das Fenster und rief Don Diego zu: „Lassen Sie die Garden feuern, Herzog! denn der freche Uebermuth dieses Pöbels verdient keine Schonung!"

In diesem Augenblicke legte unten ein Spanier auf Emanuel an, und eine empor fliegende Kugel zertrümmerte das Fenster das Godoy eben wieder schloß, so, daß ihm die Splitter klingend um den Kopf flogen.

„Verwünschtes Gesindel!" schalt der dem unsicher abgedrückten Schuß Entgangene, in der Hoffnung, daß eine Salve aus sämmtlichen Gewehren der Garde ihm eine vollgültige Genugthuung geben werde. Vor Grimm erglühend blickte er in einiger Entfernung durch das Fenster, von dem ihn die Gemahlin mit der letzten Anstrenguug ihrer versagenden Kräfte zurück zerrte.

„Teufel, was ist das!" rief der Emporkömmling plötzlich. Sein Gesicht wurde erdfahl und seine Kniee wankten. Er sah nämlich wie einige Gardisten den Herzog, seinen Bruder, beschimpften. Sie weigerten sich, auf das Volk zu schießen, und da Don Diego

darauf bestand, so schlugen sie ihn mit den flachen Säbeln und rießen ihn vom Pferd.

„Es lebe der König! Den Tod für Emanuel Godoy!“ So schrie das Volk wieder und die Fenster des Palastes, den die abziehenden Truppen der Volkswuth preisgaben, fielen klingelnd in die Prunkgemächer von einem Steinhagel zerschellt.

Der Prinzessin schwanden die Sinne und mit dem gepreßten Rufe: „Flehen Sie die Barmherzigkeit Gottes an!“ sank sie ohnmächtig auf die weichen Teppiche nieder, die in diesem Gemache den Schall der Schritte dämpften.

Das Hausthor des Palastes erzitterte unter mächtigen Axthieben. Godoy war in Verzweiflung. Sich zu tödten, oder mit den Waffen in der Hand zu fallen, dazu war er zu feig. Er beugte sich daher an allen Gliedern zitternd zu der Ohnmächtigen nieder und ihr leichenbleiches Antlitz mit Küssen bedeckend, rief er in Todesangst: „Louisa! vergib, was ich Dir gethan! werde mein Engel, rette mich!“ Er rüttelte sie und rang unter Verzweiflungsschreien die Hände.

Die Prinzessin hörte nicht. Die unstörbare Ruhe einer Todten hielt ihr ganzes Wesen gefangen. Godoy's Augen flakerten wie Irrlichtsglut. Er sprang in die Höhe und indem er noch einen scheuen Blick zu dem wogenden Tumult hinab warf, gerann ihm fast das Blut in den Adern. „Stehen die Todten auf!“ rief er in dem Zustande, in dem er sich befand, von einer abergläubischen Furcht angewandelt; denn er hatte so eben in ads Antlitz des Carlos Sotello geblickt, den er in Folge eines von ihm erlassenen Befehles für ermordet hielt.

Während sich nun das erbitterte Volk wie ein angeschwollener Gießbach, der mit wildem, wüthendem Jubel

seine Dämme durchbricht, die Treppen herauf wälzte, floh Godoy, wie von Furien gehetzt, die Reihe seiner Zimmer entlang, vor jedem Spiegel zusammen schaudernd, der ihm sein in Todesangst und Verzweiflung aufgelöstes Bild zeigte. Er verbarg sich in einem geheimen Gemache, in den Zeiten der Ruhe für ähnliche, stürmische Tage erbaut. Hier kroch er zähneklappernd und den kalten Schweiß der Todesangst auf der Stirne unter einen Haufen aufgeschichteter Matten kaum zu athmen wagend.

In diesem Versteck entging der Elende, dessen Macht gebrochen, der ersten Wuth des Volkes.

Als die mit Dolchen, Säbeln und Flinten Bewaffneten die ohnmächtige Friedensfürstin gewahr wurden, legte sich die wilde Heftigkeit ihrer glühenden, südlichen Naturen und mit der ihrer Tugenden schuldigen Achtung, wurde die Prinzessin ehrerbietig in den königlichen Palast gebracht, wohin sie als ein Glied der königlichen Familie auch gehörte.

Der König, welcher jetzt die Garden mit dem empörten Volke vereinigt sah, hielt den Friedensfürsten für verloren, und auch seine Person und die der Königin glaubte er nur dadurch retten zu können, wenn er dem Prinzen von Asturien die Krone übergebe, dem Throne entsage und den neuen König bevollmächtige, in Rechtsform gegen den so hart angeklagten Friedensfürsten zu verfahren.

Die Akte, in welcher er dem Throne feierlich entsagte, lautete wörtlich:

„Da meine Schwächlichkeiten mir nicht erlauben, die wichtige Last der Regierung meines Königreichs länger zu tragen und da ich zur Herstelluug meiner Gesundheit nöthig habe in einem gemäßigtern Klima

mein ferneres Leben zu genießen, so beschloß ich nach reiferer Ueberlegung zu Gunsten meines sehr geliebten Sohnes, des Prinzen von Asturien, die Krone nieder zu legen. Kraft meines Willens soll ihm als König und als natürlicher Herr aller meiner Königreiche und Souveränitäten Gehorsam geleistet werden, und damit dieses königliche Dekret, meiner freien und willkürlichen Abdankung, genau und gehörig befolgt werde, habet ihr es dem Konseil und Allen, die es angeht, mitzutheilen."

„Gegeben zu Aranuez den 19. März 1808."

„Ich der König."

„Zu Gunsten meines vielgeliebten Sohnes." — Diese Worte fallen gewiß Jedem auf, der früher die Anklage des Königs gegen seinen Sohn gelesen, in welcher er denselben als Hochverräther bezeichnete. Erwägt man nun noch, wie Godoy damals den Prinzen durch die Schrift demüthigte, die er verfaßte und die dieser Prinz unterzeichnen mußte, wenn er anders dem finstern Kerker entrinnen wollte, so tritt das Walten der Vorsehung unverkennbar hervor; denn Godoy wie eine Ratte unter Matten kauernd, war jetzt von seiner Schwindelhöhe urplötzlich herab gestürzt. Grause Schrecken und Vorwürfe aller Art zerfleischten seine schuldbeladene Brust. Wollte er nicht endeckt werden, so bedrohte ihn in seinem Versteck der Tod des Verschmachtens, und zerriß ihn, wenn er dasselbe verließ, das empörte Volk nicht, das auf jeder Treppe seines Palastes lauerte, so lag sein Schicksal in der Hand des Prinzen von Asturien, in der Hand desjenigen, von dem er die Liebe des königlichen Vaters abgewendet hatte, den er vor der ganzen spanischen

Nation gedemüthigt und zu dessen Nachtheil er einst die Thronfolge mit frecher Hand verrücken wollte.

Gott ist gerecht! —

Siebentes Kapitel.

Das Blutbad zu Madrid.

Sechs und dreißig Stunden nach der Abdankung König Carls wurde Godoy von einem so glühenden Durste gequält, daß er es wagte aus seinem Verstecke hervor zu gehen. Kaum aber hatte er die geheime Thüre geöffnet und einen Fuß über die Schwelle gesetzt, so fühlte er sich auch schon von der derben Faust eines Soldaten ergriffen. Todgeängstigt bot er dem Soldaten eine schwere mit Gold gefüllte Börse für ein Glas Wasser und für seine Freiheit an. Der Krieger ließ sich aber nicht bestechen; mit Abscheu warf er das Geld von sich und schleppte triumphirend den Jammermann gegen die Treppe vor, auf der das bewaffnete Volk Wache hielt.

Das Geschrei: „Der Friedensfürst ist gefangen! Godoy, der Schurke!" lockte Tausende herbei. Man ergriff ihn, schleppte ihn unter Hohn und Beschimpfungen die Treppe hinab und hinaus auf den freien Platz, der von dem Donnergebrüll „den Tod für Godoy! Hängt ihn an den Galgen!" erdröhnte. Eine Hand warf ihn der andern zu. Man schlug ihn und spie ihm in's Gesicht, und mehr als ein Mal war er in Gefahr getödtet zu werden.

Carlos Sotello entriß ihn zu wiederholten Malen dem Verderben, indem er ihn mit seiner Eisenfaust bei der Brust faßte, und mit den Worten fortriß: „Spanier! befleckt euch nicht mit dem Blute dieses Elenden!

Das Gesetz soll ihn richten!" Immer diesen Ruf wiederholend wehrte er manchen tödtlichen Messerstoß von dem Zähnklappernden ab, nach den Worten des Bruders handelnd, die dieser in der Einsiedelei auf dem Montserat an ihn gerichtet.

„Dort sind die Garden aufgestellt," flüsterte Sotello Godoy zu. „Flehen Sie den Schutz der Offiziere an, denn ich bin ermüdet und unfähig Sie länger zu beschirmen!" Dabei riß er den schon aus mancher Wunde Blutenden, der auch einen Stich in die Lende erhalten, aus dem Volksknäul, der fortfuhr ihn zu bedrohen und zu mißhandeln, und schleuderte ihn mit Zusammenraffung aller seiner Kräfte mitten unter die berittene Garde.

Hier warf sich Godoy den Offizieren und Soldaten zu Füßen, bittend man möge ihn der Volkswuth entreißen.

Von dem Jammerbilde des blutenden, bleichen Mannes, dessen Kleider zerfetzt waren, dem der Schweiß der Todesangst die Haare an die leichenbleiche Stirne klebte und der die gefalteten Hände fieberhaft empor hob, gerührt, nahmen die Soldaten sich seiner an. Bevor er jedoch in das Quartier der Garde gebracht wurde, verwundeten ihn noch mehrere Steinwürfe.

Dort angelangt, flüchtete sich Godoy, der den letzten Funken von Fassung und Muth verloren hatte, in einen Stall, bat die Soldaten unter glänzenden Versprechungen, sie möchten ihn nicht erwürgen lassen, und verkroch sich dann, wie in seinem Palaste unter die Matten, hier unter das Stroh.

Die Offiziere der Garde thaten alles Mögliche, um den Pöbel zu besänftigen. Ihre Vorstellungen blieben jedoch so lange fruchtlos bis der Prinz von Astu-

rien zu Pferde erschien. Er war jetzt der einzige Sterbliche, welcher den gestürzten Friedensfürsten der Volkswuth zu entziehen vermochte.

Kaum vernahm Godoy von seinem Verstecke aus den Jubelruf, mit welchem das Volk den Prinzen von Asturien begrüßte, so krapelte er unter dem Stroh hervor und warf sich in dem erbarmungswürdigen Zustande, in dem er sich befand, das Gesicht leichenbleich und blutig, dem Prinzen zu Füßen, rufend: „Ich flehe Eure Majestät um Gnade an!"

Was mochte Ferdinand in diesem Augenblicke fühlen? Die Genugthuung war glänzend; denn sowohl die Garden wie das Volk sahen jetzt den knieen, der den Prinzen früher so sehr gedemüthigt hatte.

Da Godoy den Prinzen als Majestät anredete, so erinnerte ihn dieser an den König und Godoy äußerte: „Ich halte ihn für todt, da ich Sie hier befehlen und mit so ungestümer Freude begrüßen sehe.

Nach einer kurzen Unterredung ließ der Prinz den gestürzten Emporkömmling unter einer starken Wache in's Gefängniß führen ihn versichernd, daß er ihn zwar gegen die Wuthanfälle des Volkes beschützen, aber zu strenger Rechenschaft ziehen werde.

In diesen Tagen war es auch gar stürmisch in Madrid zugegangen. Fast in denselben Stunden, in welchen der Aufruhr zu Aranjuez losbrach, strömte das Volk nach dem Palast des Friedensfürsten hin, der jedoch nicht so übel zugerichtet wurde wie der, den er in Aranjuez inne hatte; denn das über seinem Thorflügel angebrachte königliche Wappen schützte ihn vor Excessen. Die Wohnungen der Anverwandten Emanuel Godoy's wie die Don Diego's, seines Bru-

ders, den die von ihm befehligten Garden selbst verhafteten, erfreuten sich dieses Schutzes nicht. Sie wurden fast sämmtlich zerstört, und die darin vorgefundenen Meubel verbrannt.

Ein gleiches Schicksal hatte auch die Wohnung der berüchtigten Pepa Tudo, welche die Verwünschungen des Volkes auf ihrer Flucht begleiteten.

Die stürmischen Bewegungen dauerten zu Madrid und zu Aranjuez fort. Inzwischen floß außer dem Blut des gestürzten, verwundeten Lieblings der Königin und dem einiger verwundeter Gardisten kein ferneres, was dem spanischen Volke zu hoher Ehre gereicht.

Der Sturz des Friedensfürsten verursachte durch ganz Spanien hin einen unbeschreiblichen Freudentaumel. In mehreren Städten wurden alle Glocken geläutet und das Te Deum laudamus gesungen, in andern öffentliche Lustbarkeiten veranstaltet.

Die Büsten des Günstlings, die sich der Stolze selbst errichten ließ, wurden an verschiedenen Galgen aufgehangen und seine Bildnisse auf dem Wasen des Abdeckers begraben.

Behauptet wird, daß man fünf und zwanzig Millionen gemünztes Gold, die Godoy für sicher und wohl geborgen hielt, in einigen versteckten Winkeln seines Palastes fand. Zur Wahrheit erhellt ist es aber, daß er über fünf hundert Millionen Franken besaß, welche er bei verschiedenen Banken Europas angelegt hatte. War es bei einem solchen Verfahren zu wundern, daß das baare Geld aus Spanien verschwand?

Die ersten Handlungen des Prinzen von Asturien, den man am Tage der Abdankung seines Vaters zum König ausgerufen, bezweckte die Confiskation der Güter des

Don Emanuel Godoy, ferner die Abschaffung seiner Ehrenstellen und den Befehl, ihm nach Recht den Prozeß zu machen.

König Ferdinand VII. rief nun auch diejenigen, die im vorigen Jahr wegen der Verschwörung im Eskurial verbannt worden waren, zu sich zurück, und überhäufte sie mit Gunstbezeugungen. Auch wiederholte er als unumschränkter Herrscher das Ansuchen, das er schon als Kronprinz gestellt, nämlich, ihm eine Prinzessin aus kaiserlichem Geblüte zur Gemahlin zu geben. Er hatte bei seiner Thronbesteigung dem Kaiser Napoleon die Versicherung gegeben, daß er die Bande inniger Allianz, welche seit langer Zeit die beiden Staaten vereinigt, nur noch enger knüpfen werde.

Unterdessen rückten die französischen Heere immer weiter vorwärts und Murat marschirte endlich am 23. März unter einem großen Zulauf von Menschen in Madrid ein. Den Tag darauf hielt Ferdinand seinen feierlichen Umzug in Spaniens Residenzstadt und hatte man auch zu seinem Empfange nichts vorbereitet, so war doch die ungeheuchelte Freude, die Jeder an den Tag legte, der beste Ersatz dafür. Ueber dreimal hundert tausend Menschen umwogten mit stürmischen Jubelrufen den jungen König, so daß Murat hinlängliche Gelegenheit hatte, die liebevolle Gesinnung zu erkennen, welche das Volk für Ferdinand VII. hegte. Da nun die Gährung des Volkes stets die regulären Truppen mit Gefahr bedroht, so war dieser Enthusiasmus für Murat ein Wink auf seiner Huth zu seyn. Gemeinschaftlich mit den Franzosen wachten die spanischen Truppen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung.

Napoleon fand sich, weil es zu seinen Plänen paßte, bewogen, die Sache der Abdankung Karls IV. vor seinen Richterstuhl zu ziehen, und da ihm hundert tausend Bajonette zu Gebote standen, so machte ihm auch Niemand diesen seinen Willen streitig.

Sehr beunruhigend war es unterdessen für Ferdinand, daß, auf die Kundmachung seiner Thronbestei gung, noch immer keine Antwort vom Kaiser der Franzosen erfolgte. Karl IV. hatte nämlich ein Schreiben an Napoleon ergehen lassen, daß er durch seinen Sohn zur Niederlegung der Krone gezwungen worden sey. In den härtesten Ausdrücken beklagte er sich über Ferdinand, den er in seiner freiwilligen Abdankung, gegeben zu Aranjuez, seinen vielgeliebten Sohn genannt. Er bat den Kaiser, den Schiedsrichter zwischen ihm und seinem Sohn zu machen. Die Protestation, die er diesem Schreiben beilegte, lautete:

„Ich protestire und erkläre, daß mein Dekret vom 19. März, wodurch ich der Krone zu Gunsten meines Sohnes entsagte, ein Akt ist, zu dem ich gezwungen wurde, um größeres Unglück und das Blutvergießen meiner geliebten Unterthanen zu verhindern. Er ist demnach als ungiltig anzusehen."

„Ich der König."

Ferdinand saß sonach, ob gleich Spanien ihm huldigte, so lange noch nicht fest auf dem Thron, den jetzt französische Truppen umgaben, bevor ihn nicht Kaiser Napoleon anerkannte.

Mit gespannter Erwartung sah man der Ankunft dieses gewaltigen Monarchen entgegen. Auf allen Poststationen erwarteten ihn bereits seine Relaispferde und seine Garden. Ein Quartiermeister hatte die für seinen Herrn bestimmten Gemächer im königlichen Palaste

bereits beaugenscheinigt und seine bis in das Kleinlichste gehende Fürsorge, hinsichtlich der zu gebrauchenden Bäder, ließen keinen Zweifel über Napoleons baldige Ankunft in Madrid.

Murat rieth nun Ferdinand VII. im Einverständnisse mit dem General Savary, der Majestät des Kaisers entgegen zu gehen. Auch gab er zu erkennen, daß die Freilassung des Friedensfürsten dem Kaiser angenehm seyn würde.

Der Großherzog Murat und der Friedensfürst waren nämlich schon seit geraumer Zeit durch die Bande einer engen Freundschaft vereinigt, und Godoy trug öfter in den Tagen seines Uebermuthes und Glanzes ein von der Großherzogin von Berg eigenhändig gesticktes Degengehänge.

Wohl willigte Ferdinand ein, dem Kaiser entgegenzugehen, von der Freilassung des Friedensfürsten wollte er aber nichts wissen. Am Tage vor der Abreise des jungen Königs forderte Murat das, was er Tags zuvor mit Mäßigung nur gerathen hatte. Murat, von dem gefangenen, gestürzten Günstling oft mit fieberhafter Angst im Kerker angerufen, war den Pflichten der Freundschaft nicht uneingedenk, und auch im Sinne seines Herrn handelnd, drohte er die fünfhundert Provinzialgrenadiere und die hundert Mann von der Leibwache, welche Godoy in dem alten königlichen Wohnsitze Villa Viciosa, vier Stunden von Madrid bewachten, über die Klinge springen zu lassen.

Wohl wußte Napoleon, daß er seine Popularität in Spanien vermehren würde, wenn er Godoy der Volkswuth preisgäbe, und gewohnt über Leichenfelder seine Siege zu tragen, würde er auch keinen Anstand genommen haben es zu thun, wenn nicht der Günstling

Karl IV. und Maria Louisens von Parma, ihm zu seinen politischen Entwürfen noch ferner getaugt hätte.

Die spanischen Minister, die unter dem Vorsitze des Don Antonio, des Bruders Karls IV. eine oberste Regierungsjunta zu Madrid bildeten, lieferten der Drohung zufolge die Murat gemacht, den gefangenen Friedensfürsten den Franzosen aus; diese schickten ihn rasch über die Pyrenäen. Nachdem auf solche Weise, durch die unablässigen Bemühungen des Großherzogs von Berg, die Befreiung des Friedensfürsten erwirkt worden war, folgte ihm ungesäumt König Karl mit seiner Familie. Ferdinand war schon vorausgeeilt, um den Kaiser der Franzosen zu empfangen.

Einige Tage nach seinem Sohne Ferdinand kam auch der König mit der Königin, denen ein Dragonerregiment als Bedeckung folgte, in Bayonne an. Sobald er das französische Gebiet betreten, empfing ihn der Fürst von Neuschatel und zwar mit so viel Pomp, wie man nur einen König empfängt. Die Besatzung von Bayonne trat unter die Waffen Spaliere bildend, und während die Citatelle und die Schiffe auf der Rhede mit sämmtlichen Kanonen salutirten, hatten sich alle Behörden versammelt um Karl IV. zu begrüßen.

Aus dieser Art des Empfanges sah nun freilich Ferdinand, daß für ihn wenig Hoffnung für den Thron bleibe; denn bei seiner Ankunft in Bayonne vermißte er alle die Festlichkeiten, die er jetzt erblicken mußte. Wohl hatte ihn Napoleon umarmt, aber nach einer kurzen Unterredung, in welcher über den Streit der Krone von Spanien mit keinem Wort Erwähnung geschah, wieder entlassen.

Godoy, übel zugerichtet von den Schlägen die ihm das erbitterte Volk zu Aronjuez verschwenderisch

gespendet, hatte sich von seinen Schrecken wieder erholt. Da er in Spanien nicht länger regieren und es nicht länger plündern konnte, so achtete er es auch für nichts mehr. Neuerdings spann er eine schändliche Intrigue und rechtfertigte so, durch die letzte Handlung seines politischen Lebens, den auf ihm ruhenden Fluch der spanischen Nation. Durch die Rathschläge des unverbesserlich schlechten Emporkömmlings und durch den Einfluß der gehässigen Leidenschaften der Königin wurde der schwache Karl das Werkzeug der Politik des Feindes seines Hauses. Er selbst übernahm es, seinen als König ausgerufenen Sohn, an den er wie bereits erwähnt, in einer freien und willkürlichen Abdankung die Krone übertragen, zur Entsagung und Unterwerfung zu bringen. Dieses Auftrages entledigte er sich mit einer Heftigkeit und Fühllosigkeit, daß Napoleon selbst darüber im Gemüthe empört war.

Das war der letzte Act von der Regierung Karls IV.; denn gleich darauf übertrug er alle seine Rechte auf Spanien für sich und seine Nachkommen dem Kaiser Napoleon. Eine ähnliche Erklärung mußten auch der Prinz von Asturien und die Infanten Don Carlos und Don Antonio abgeben. Napoleon sicherte König Karl eine jährliche Rente von dreißig Millionen Realen aus dem kaiserlichen Schatze zu, und der Königin zwei Millionen Realen Wittwengehalt. Dem zum König ausgerufenen Ferdinand, den man nun wie ehevor den Prinzen von Austurien nannte, verlieh er den Titel: königliche Hoheit und seine Nachkommen sollten mit „Durchlaucht" angeredet werden. Als Eigenthum trat er ihm einige Paläste und Park's und fünfzig tausend Morgen Waldungen in

der Normandie ab; dazu eine Jahresrente von einer Millionen Franks. Aehnliches wurde auch den übrigen Infanten: Don Carlos, Francisco und Antonio zugesichert, die wie Ferdinand den Titel „königliche Hoheit" erhielten.

Sobald dieser Vertrag von allen Contrahenten unterschrieben war, verließ die königlich spanische Familie und der Friedensfürst, über seinen letzten schlechten Staatsstreich triumphirend, Bayonne und nahmen ihren vorläufigen Aufenthalt in Fontainbleau.

Durch Vertraute wußte der Prinz von Asturien, während er sich auf der Reise im Innern von Frankreich befand, in mehreren Schreiben, die heimlich nach Spanien gelangten, die Anhänglichkeit der Spanier an seine Person zu ermuntern, und sie auf bessere und schönere Zeiten zu vertrösten, in welchen er mit Gottes und ihrer Hülfe wieder in das geliebte Mutterland zurückkehren werde.

Diese Schreiben blieben dem Volk keineswegs ein Geheimniß, und da man auch unterdessen vernommen hatte, der Kaiser der Franzosen beabsichtige einen zweiten Napoleon, nämlich seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, auf den spanischen Thron zu setzen, so fing der Groll an die Schranken zu zertrümmern.

Wogende Haufen mit Flinten, Picken, Säbeln und Prügeln bewaffnet, durchzogen Madrid, mit dem donnernden Geschrei: „Es lebe Ferdinand VII.!" Sie trugen ein Banner mit dem Bildniß des jungen nun wieder entthronten Königs, und wer sich geweigert hätte, vor diesem von dem Volke so sehr verehrten Bilde den Hut zu ziehen und sich zu beugen, der wäre

auch sicher, als Opfer der allgemeinen, flammenden Aufregung gefallen.

Diese tumultuarischen Bewegungen dauerten über sechsunddreißig Stunden, ohne daß jedoch ein Opfer gefallen oder Blut geflossen wäre.

Murat zog nun immer mehr Truppen nach Madrid und in die Umgegend dieser Residenzstadt; denn er hatte bereits erkannt, daß hier ein schrecklicher Vulkan glühe, der seinen nahen Ausbruch durch donnerndes Gebrüll bereits kund gegeben. Er ließ daher bei Tag und Nacht zahlreiche Patrouillen die Stadt durchziehen und manches verdächtige Individuum, das sich in später Nachtstunde herumtrieb, aufgreifen und in festen Gewahrsam bringen.

Die Spanier waren ihrer Seits der festen Meinung, die Franzosen haben ihren Untergang beschworen, und die Franzosen wollten erfahren haben, ein weit greifendes Complott sey im Werke, das nichts Geringeres als die Ermordung der französischen Armee beabsichtige. Gegenseitig solche Gedanken hegend, war es kein Wunder, daß der Haß beider Parteien einen immer drohenderen Charakter annahm, und endlich entlud sich die verderbenschwangere Gewitterwolke, die lange über Madrid geschwebt.

Eines Tages füllten sich plötzlich die große Strasse Alcala, die Piazza Mayor und das Sonnenthor mit Volkshaufen. Man vernahm nichts als ein wildes Geschrei, vermengt mit dem Wirbeln der Trommeln und dem Geschmetter der Trompeten, welche die Truppen auf ihre Sammelplätze riefen.

Mit Jagdflinten, alten Degen, Pistolen, Dolchen, Lanzen und Knitteln bewaffnet, drängte nun das Volk heran. Die in den Häusern und auf den Straßen in

kleinen Truppen überfallenen Soldaten wurden angegriffen und erschlagen; von allen Dächern herab warf man Steine und fast aus jedem Fenster wurde gefeuert. Wüthende Weibspersonen goßen sprudelndes Wasser von den Balkonen und während hier und dort Masse gegen Masse stritt, fielen hundert verzweifelte Zweikämpfe vor. Besonders unerbittlich waren die Spanier gegen die Mameluken und es gewährte ihnen eine schreckliche Freude, mit einem Streich einen Franzosen und einen Muselmann niederzustrecken.

Ohne die Anordnungen Murat's, der mitten in diesen blutigen Schrecken mit der Kaltblütigkeit eines schlachtgeübten Feldherrn gebot, wären nicht unwahrscheinlich die in Madrid liegenden französischen Truppen sämmtlich erschlagen worden. Nach seinem Kommando aber veränderte sich bald die Scene. Kartätschenschüsse lichteten die schöne Strasse Alcala und die polnischen Ulanen, die sich durch die Rauchwolken hinter dem eisernen Verderben, das die Kartätschen ausspieen, wie eine Windsbraut herstürzten, die Fliehenden verfolgend, verbreiteten Tod und Schrecken. Trotz dessen stürmte gleich darnach das für das geliebte Vaterland und für Ferdinand VII. begeisterte Volk das Zeughaus und den Artilleriepark, und nun begrüßten auch es die Franzosen mit Kartätschenschüssen. Während dieß geschah ließen die französischen Generäle Infanterieabtheilungen aufbrechen, mit dem Befehl, die Thüren der Häuser, aus denen Flintenschüsse fielen, einzuschlagen und Rache an den Angreifern zu nehmen. Schreie der Verzweiflung und der Wuth ertönten bald vom Erdgeschoße bis hinauf zum Speicher. Die Wuth der Spanier war eine so rasende, daß Manche nur mit Knitteln bewaffnet, auf Bajonette und Kanonen eindrangen und gerade diese Tollkühnheit

und dieses unbesonnene Fechten ohne Mäßigung verlieh den Franzosen den Sieg, den der Brigadegeneral Lefrance mit seinen Truppen herbeieilend beendigte. Mit dem Bajonette nahm er den Artilleriepark und ließ jeden Spanier niederhauen, den er im Zeughause mit Erbeutung von Waffen beschäftigt sah.

So endete das Blutbad des 2. Mai. Ein wehendes, weißes Sacktuch, das ein Adjutant über das blutbespritzte Pflaster hinsprengend schwang, that endlich dem Morden in den Häusern Einhalt, und vom Gemetzel schritt man nun zu Verhaftungen. Ein Kriegsgericht weihte Alle, welche von Patrouillen gebunden eingebracht wurden, dem Tode. Als Rädelsführer, oder Mitschuldige des Complotts, erschoß man die Unglücklichen unweit des Prado.

Es befanden sich unter ihnen Leute, die gar nicht im Gefechte gewesen, und deren einziges Verbrechen darin bestanden, daß man bei ihnen ein Messer oder eine sonstige Waffe fand, in einer Zeit, wo doch Alles nach den Waffen griff, um im Nothfalle sich vertheidigen zu können. Die Verurtheilten wurden so rasch hingerichtet, daß man ihnen nicht ein Mal den Beistand eines Geistlichen und den Trost der Religion gestattete.

Das empörte die Spanier am meisten, und an jenem verhängnißvollen Abend, an welchem man die Unglücklichen unter starken Truppenabtheilungen hinaus zum Prado führte, wurden schreckliche Eide gelobt und gräßliche Verwünschungen ausgestoßen.

Unter den Verurtheilten, die damals in fester Haltung dem Tode entgegen gingen, befand sich auch ein Greis. Seine Hände waren gebunden wie die des

jungen Mannes, der ihm zur Linken hinschritt. Es war sein Sohn. Dem Greise zur Rechten ging ein hochgewachsener, schlanker Mann, um ein paar Jahre älter wie der Sohn des alten Spaniers, der das Schicksal des Vaters theilen sollte. Die beiden jungen Leute sahen sich ungemein ähnlich; sie waren Brüder. Der zur Rechten des Vaters, begleitete die beiden Unglücklichen auf dem letzten—ernsten Gang. Er war nämlich nicht verhaftet worden und sollte deßhalb auch nicht sterben. Ein rasender Schmerz prägte sich in den festen, strengen Zügen dieses jungen Mannes aus, während das Gesicht seines Vaters und das seines Bruders fromme Ergebung in ihr Schicksal und Entschlossenheit verkündeten.

Jetzt hielt man auf dem Unglücksplatze, und der Greis, der sah wie sein älterer Sohn die Hände faltete und eine Bewegung machte, als wolle er dem französischen hohen Offizier zu Füßen fallen, der diese blutige Execution befehligte, sprach strenge zu ihm: „Demüthige Dich nicht, Du wirst uns doch nicht retten! Sei ein Spanier und streite für die Ehre Deines Vaterlandes und für den Thron Ferdinands VII. Knie nieder damit ich dich segne! Der junge Mann that es, und als der Greis jetzt die mit Stricken gebundenen Hände auf seinen Scheitel legte, feierlich und gerührt die Worte sprechend: „Ich segne dich mein Sohn!“ stieß dieser ein schmerzliches Stöhnen aus, den verzweiflungsvollen Blick zum Himmel erhebend.

Das finstere Commando erschallte und die dem Tode Geweihten wurden in Reihe und Glied aufgestellt.

„Lebet wohl!“ rief jetzt der Knieende, sprang vom Boden auf und umklammerte den Vater und den Bruder mit den Armen, als wolle er sie an der Eisenbrust zerbrechen. Selbst die französischen Soldaten wurden gerührt, denen man so manchen Kameraden und Freund erschlagen hatte und die Spanier murmelten leise Verwünschungen, während Thränen ihre Augen trübten.

Als einige Soldaten mit sanfter Gewalt den Vater und Sohn von der Umschlingung des Sohnes und Bruders losmachten und in die Reihe stellten über der bereits der Todesengel schwebte, stand der junge Mann, der das blutige Ende der Seinen überleben sollte, wie vernichtet da. Fieberschauer machten seine athletischen Glieder beben und sein Auge trat groß und schrecklich hervor. Wohl falteten sich seine Hände, wohl murmelten seine Lippen ein Gebet für die Seinen, die jetzt noch so nahe bei ihm, doch schon an der Grenze der Ewigkeit stunden, durch sein Gemüth aber, wie durch seine glühende Stirne, flog nur der Gedanke der Rache in seinem vollsten, schrecklichsten Sinne.

Jetzt wurde „Feuer!“ kommandirt. Die Musketen krachten und röchelnd stürzten die Opfer. Hier und dort dehnte sich ein Arm oder ein Fuß der Erstarrung des Todes entgegen. Der Pulverdampf strich über diese grauenvollen Bewegungen hinweg. Da erhob sich — o Schrecken! der Greis auf den gebundenen Armen, mit dem brechenden Auge nach dem Sohne suchend, der wie schon erwähnt, wie vernichtet dastand, während sein Bruder durch's Herz geschossen neben dem Greise da lag.

„Heilige Madonna!“ rief der junge, unglückliche Mann, der den Vater todtwund, aber nicht todt sah. Mit Gedankenschnelle riß er dann einem der umstehen-

den Soldaten die Muskete aus der Hand, zielte, drückte los — und das bleiche Antlitz des über der Unglücksstätte auftauchenden Greises verschwand wie ein mit Schrecken erfüllendes Traumgebilde.

Einige Augenblicke betrachtete der Sohn die Wirkung seines Schusses; als er aber das theuere, silbergraue Haupt des Vaters jetzt friedlich auf der Brust des Bruders ruhen sah, so gab er die Muskete dem Soldaten zurück und schritt festen Trittes durch die erschrockene und ihn anstaunende Menge. Plötzlich aber wurde er bleich wie Schnee, blieb stehen, zitterte, wankte und sank Carlos Sotello in die Arme, der ihm zunächst stand und dem der Schauer und das Entsetzen das Blut aus dem Gesichte verdrängt hatte.

Achtes Kapitel.

Empecinado.

Das Blutbad, welches zu Madrid vorgefallen, war nur ein Vorspiel von den Mordscenen gewesen, womit leider bald hernach ein großer Theil von Spanien erfüllt werden sollte. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreiteten sich die Thaten, die Madrid gesehen, und in Asturien, Leon, Galizien und noch in andern Provinzen brach der Aufstand los. Das Volk raste gegen Jeden, den es im Einverständnisse mit Frankreich glaubte. Zahlreiche Aufrufe erschienen. Einer derselben lautete:

„Seht ihr sie, diese treulosen Franzosen? Sie sind „zu uns gekommen als Bundesgenossen; wir haben sie „mit unserm Brode genährt, sie haben mit uns an einem „Tische gespeist — und sie — unter der Maske der „Freundschaft — haben unser Volk entwaffnet, sich

„unserer Festen bemeistert, unsern König entthront und „eingekerkert — auf Meuchelmörder Art haben sie un„sere Brüder hingeschlachtet. — Sollten sie ungeahnet „bleiben diese Ungerechtigkeiten alle? so lange noch „Spanier und kastilianische Spanier athmen? — Auf „zu den Waffen! zu den Waffen! Wollt ihr nicht, daß „eure Weiber und eure Töchter von den Unholden ge„schändet, eure Fluren verheert und eure Wohnungen „eingeäschert werden; daß ihr nicht nach Napoleons „militärischem, mit Blut geschriebenem auf den ewigen „Krieg, dessen Seele die Conscription und dessen Wesen „die Revolution ist, berechnetem Gesetzbuche regiert „werdet! Seht ihr nicht, daß diese sogenannten franzö„sischen Heere wimmeln von Polen Hannoveranern, „Bayern, Preußen, Schweizern, Italienern und sogar „von Mameluken? Sagt euch das nicht zur Genüge, „welches Loos eurer Kinder wartet? Hat nicht Er Sie „euch bereits entrissen, sie hingeschickt, damit sie auf „Dänemarks beeisten Gestaden umkommen? — Auf, „gegen den fluchwürdigen Tyrannen, den Unterdrücker der „Nationen, gegen ihn, der keine Treue, kein Gesetz kennt! — „Er ist Europa's Tyrann, nicht aber hoffe er über „Spanien zu herrschen. Nimmermehr kann ein edles „großes Volk unterjocht werden. — Sind wir nicht „Sprößlinge eines Heldengeschlechts? Welche Rechte „hat denn dieser Fremdling an uns? Was haben wir „Gutes zu gewarten von dem Freunde des Beschü„tzers Godoy's?"

Solche Worte verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht, und da auch jetzt die Mönche die Klöster, und die Einsiedler ihre in Abgeschiedenheit liegenden Zellen verließen um zu dem Volke zu reden und es, wenn es Noth that, gegen die Unterdrücker des Vaterlandes anzu-

führen, so beseelte bald ein Geist ganz Spanien. Die Junta von Sevilla erhob sich nun zur obersten Junta Spaniens und erklärte als solche im Namen Ferdinands VII. und im Namen der spanischen Nation dem Kaiser Napoleon dem Ersten und Frankreich den Krieg zu Land und zur See, versichernd, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis Ferdinand, ihr geliebter König, wieder auf den Thron gesetzt sey und die Nation ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder erlangt habe.

Marquis de la Romana, einer der berühmtesten Feldherrn in dem spanischen Befreiungskriege, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, gab seinen Landsleuten dazumal zuerst die Idee, die unter dem Namen Guerrillas so berühmten Banden zu organisiren, um mit ihnen alle Heerstrassen zu beunruhigen und die Verbindungen der Franzosen zu erschweren.

Romana's Scharfblick erkannte, daß auf diese Weise ein leicht zu kühnen Thaten zu entflammendes Volk, anfänglich schlecht disciplinirt und schlecht befehligt, mit dem möglichst besten Erfolge gegen die krieggeübten Truppen zu benützen sey. Unläugbar gebiert Romana sowohl durch die Guerrillas, die er in's Leben rief, als wegen seiner persönlichen Dienste das Zugeständniß, einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens zu haben. Dieser Tapfere war nicht nur ein umsichtiger, patriotischer Feldherr, sondern auch ein sehr gebildeter Mann, der mit einem anspruchslosen, einfachen Aeußeren eine seltene Feinheit des Geistes, ein tiefes, richtiges Gefühl und ausgebreitete Kenntnisse besaß.

Spanische Bürger, Bauern und versprengte Krieger des Heeres bildeten die Guerrillas.

Die Verzweiflung gab nun ein Mal dem armen, mißhandelten Spanier die Waffe in die Hand und führte unaufhörlich neue Streiter herbei. Verdienste um die nationelle Freiheit erwarben den Oberhäuptern der Guerrillas, die nicht selten aus tüchtigen Offizieren des Heeres bestanden, ihr Ansehen.

Die Guerrillas-Banden waren jedoch nie dieselben; denn bald zählten sie einige tausend, bald nur hundert und noch viel weniger Mann. Unaufhörlich änderte sich ihr Aufenthalt; ihre Stärke, ja selbst ihre Anführer wechselten. Der, der am Morgen noch ein Heer von drei bis vier tausend Mann beisammen hatte, sah, wenn Abends die Sonne am Himmel unterging, kaum mehr zwanzig um sich stehen, und dennoch war unter Allen ein enger Verband, so zerstreut auch ihre Banden in den Bergen, Thälern und Felsenschluchten unaufhörlich herumstreiften.

Die Guerrillas hatten ihre geheime Junta, ihre Druckereien zur schleunigen Verbreitung von Nachrichten, ihre Waffenniederlagen, Eilboten nnd Kundschafter.

Es war eine gar schwere Aufgabe, die Schlupfwinkel dieser Banden zu erforschen, und noch schwerer, sie einzufangen; denn in jedem Dorfe hatten sie ihre Anhänger, von denen alle Bewegungen der Franzosen verrathen wurden.

Die Guerrillas waren niemals gleich gekleidet, und das Erkennungszeichen war eine rothe Binde; eine bunte Feder zierte ihren Hut. So oft sie französische Uniformen erbeuteten, zogen sie dieselben gerne während des Gefechtes an, um dadurch Verwirrung in die Reihen der Feinde zu bringen. Gewöhnlich ritten sie auf Pferden oder auch auf Maulthieren und Eseln. Zwei Pistolen im Gürtel, der auch zugleich den Säbel hielt,

ein Gewehr quer über den Rücken gehangen und eine Lanze waren ihre Waffen, abgesehen von dem Dolche, den in jenen Zeiten jeder Spanier trug. Häufig bedienten sie sich eines Wollkissens statt des Sattels, und statt der Steigbügel und des Zaumes einiger Stricke. So schlecht auch dieser Reitzeug war, so gute Reiter befanden sich größtentheils unter den Guerrillas, die mit unendlicher Gewandtheit und Verwegenheit an schwindelerregenden Felsengewänden hinjagten und durch Schluchten und Vertiefungen gleich Fantomen huschten.

Diese kühnen Banden waren weder in Kompagnien, noch in Bataillone getheilt und Jeder, der Verstand, kaltblütige Fassung und Muth fühlte, kommandirte während des Gefechtes die wilde Schaar, die ihn eben umgab. Gewöhnlich meldeten sie dem feindlichen Anführer, daß sie um diese oder jene Stunde kommen würden, um sich mit ihm zu schlagen, und fast jedes Mal leisteten sie dieser stolzen Herausforderung Genüge. Ein wildes Geschrei bezeichnete schon in weiter Ferne ihre Ankunft, und troß ihres wilden, kriegerischen Wesens gaben sie manchen Beweis von Edelmuth und von strenger Mannszucht.

Unter den Guerrillasanführern wurde bald auch Carlos Sotello ruhmrednerisch genannt. Ueberall und nirgends richtete er den Feinden auf den Heerstrassen, im Gebirge und in den Dörfern unglaublich viel Schaden zu. Ein Schrecken für den fechtenden Feind, war er ein Bruder dem Verwundeten; nie durfte in seiner Gegenwart ein kraftlos zu Boden gesunkener Mann mißhandelt oder erschlagen werden, weßhalb ihn auch die Franzosen, die ihn in Gefechten kennen gelernt hatten, als einen edeln Feind achteten. Schrecklich und verabscheuungswürdig erschien ihnen aber Don

Juan Martin, der sich, wie geschichtlich bekannt, unter dem Beinamen Empecinado binnen einigen Wochen dem Feinde furchtbar gemacht hatte.

Es war dieß derselbe junge Mann, der auf dem Prado, nach dem Blutbade von Madrid, den greisen Vater niederschoß, den die französischen Kugeln nur tödtlich verwundeten, nicht aber tödteten. Vor der Madonna gefeiertem Bilde that er den leidenschaftlichen, entsetzlichen Schwur: nie seiner Rache Gränzen zu setzen, so lange noch ein Franzose den heiligen Boden des Vaterlandes mit seiner Gegenwart beflecke. Mit einer haarsträubenden Gewissenhaftigkeit erfüllte er diesen Schwur. Bald sah er sich an der Spitze einer zahlreichen Bande, und die blutigste Schlacht hatte den französischen Heeren nie so viel Schaden gebracht als wie Empecinados Racheschwert, das er und seine tapfere Schaar unermüdet schwang.

Unter der Maske lebhafter Vaterlandsliebe hatte ein gewißer Rigo das Zutrauen vieler Patrioten erworben und mannigfaltige Kenntniß der geheimen Fehden erhalten, welche die sogenannten Ferdinands VII. Anhänger mit einander verknüpften. Auch der Vater Empecinados und sein Bruder wurden nur deßhalb erschossen, weil Rigo sie heimlich anzeigte, daß er einen Brief Ferdinands bei ihnen entdeckt habe, den die Franzosen auch fanden.

Diesen Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes, weihte Empecinado der Rache, die er gegen den Ankläger der Seinen mit wilder Glut in sich herumtrug. Eines Tages erhielt er von einem seiner Kundschafter die Nachricht, Rigo werde sich verehelichen

und in einem unferne von Madrid gelegenen Landhause finde die Verlobung statt.

„Bei diesem Feste werde ich als ungebetener Gast erscheinen!" sprach Empecinado, und ein schreckliches Lächeln umspielte bei diesen Worten seine in Schmerz und Groll zuckenden Lippen.

Der Schreckliche hielt Wort; denn kaum hatten auf dem von seinem Kundschafter bezeichneten Landhause die festlichen Freuden des Tages begonnen, so erschien er plötzlich, umgeben von seinen Getreuen, vor den verschlossenen Pforten. Das laute dröhnende Pochen seiner krampfhaft geballten Faust widerhallte in dem weiten Gebäude für die Gäste schauerlich und ahnungsvoll. Gesang und Saitenspiel verstummten, und als man die zahlreiche Guerrillasbande, Empecinado, den Schrecken der Feinde, an der Spitze gewahr wurde, so malte sich das Entsetzen auf jedem Antlitz ab. Sprachlos und bebend beschwor der Schuldige, der wohl wußte das hauptsächlich ihm der Besuch gelte, die Gäste, ihn gegen Don Juan Martin, dessen Vater und Bruder er dem Tode überliefert, zu schützen.

Rigo, den Verräther, wollte Empecinado haben. Das allein war sein Begehren. Schutz und sicheres Geleite sollte allen Uebrigen werden; selbst den Franzosen, seinen ewigen und unversöhnlichen Feinden, sicherte er heute Leben und Habe. Man bot Gold und Edelsteine für die Rettung des Schuldigen, er aber schüttelte den Kopf und rief befehlend „Rigo!" Da erschien die bleiche Braut, hin sank sie zu den Füßen des Rächers, und als sie die gefalteten Hände und die thränenumschleierten Augen zu Empecinado erhob, so schien dieser einen Augenblick in seinem Entschlusse zu wanken. Schon schwebte ihm das Wort der Begnadi-

gung auf den Lippen, als vor seinem geistigen Auge das Todesantlitz des greisen Vaters auftauchte. All' die wilden, wüthenden Schmerzen, die damals sein Herz zerrissen, durchwühlten auch jetzt wieder seine Brust und „Rigo!" rief er in einem so entscheidenden, schrecklichen Tone, daß Alle sahen, der Stab sey über den Unglücklichen gebrochen. Man lieferte ihn aus und wendete das Auge hinweg; denn der gefürchtete Guerrillasanführer ballte, als er Rigo ansichtig wurde, die Fäuste daß die Muskeln an den Fingern krachten. Die Unterlippe abwärts, die Oberlippe in die Höhe gezogen, erblickte man zwei Reihen blendend weißer Zähne, die ein Fletschen zeigten, wie man es oft an reißenden Thieren wahrnimmt. Jeder, der diese Bewegungen Empecinados sah schauderte, glaubend er werde den Verräther Rigo in Stücke reißen. Empecinado bewältigte aber seinen Durst nach Rache; er gab den kalten, gemessenen Befehl Rigo zu binden, und zog mit seiner Bande, die den Elenden in die Mitte nahm, den am Hochzeitstage die Vergeltung ereilt, in die Berge zurück. Einen Tag später fiel Rigos Haupt auf öffentlichem Platze.

Aehnliche Scenen fielen aller Orten vor, und während zu Madrid und Bayonne die Junta und die höchsten Behörden Napoleons Gewalt anerkannten und sich bereit erklärten, seinem Bruder als Regenten zu huldigen, predigte die Junta von Sevilla den Vertilgungskrieg und die Guerrillasbanden durchstreiften immer zahlreicher das unglückliche Land, das bald ein dichter Blutschleier decken sollte.

Der Zorn und die Wuth der stolzen, spanischen Nation brach nun in voller Heftigkeit gegen die Franzosen und deren Anhänger aus. Wie in allen Staa-

ten, England ausgenommen, hatte auch damals in Spanien der Adel im Ganzen weniger Spannkraft und Erhebung als das Volk, und Halbheit in Gesinnung und That verdächtigten den Großen bei dem leidenschaftlich aufgeregten Bürger. Mancher Hidalgo in Würden und Ehren ergraut ward ein bedauerungswürdiges Opfer der Volksrache, weil er bei dem Stundenschlage, der die Völker Spaniens allgemein erweckte, keinen kühnen, unternehmenden Männersinn bethätigte, und bald sollte ganz Spanien eine Bandö und der Krieg ein allgemeiner Kreuzzug werden.

Das Feldzeichen bestand in einem rothen Bande mit der Inschrift: „Vencer a morir por Patria y por Fernando VII.“ (Siegen oder sterben für das Vaterland und für Ferdinand VII.)

In jenen Tagen, in welchen eine neue sicilianische Vesper vorbereitet wurde, streifte Sotello eines Abends mit einer zahlreichen Guerrillasbande, am linken Ufer des Ebro gegen das Meer abwärts. Die Unordnung in der Kleidung, wie das Blut, das an den Gewändern seiner Leute klebte, zeigten, daß er erst kurz ein Gefecht bestanden. So war es auch, denn seit er sich mit einer französischen Reiterabtheilung geschlagen, war noch kaum eine halbe Stunde verstrichen. Er hieß seine Leute in einer Schlucht lagern, damit die Müden sich erholen und die Verwundeten gepflegt werden. Sotello war nicht verletzt worden, obgleich er im dichtesten Gedränge focht. Er brannte ein Cigaro an, stellte in verschiedenen Richtungen Wachen aus, gab den Befehl, ihn hier wieder zu erwarten und verschwand dann zwischen Busch und Strauch.

Beschienen von der Abendsonne erhob in der Ferne der Montserat sein wolkenumlagertes Riesenhaupt. Ein

tiefer, heiliger Frieden lagerte über den Bergen, über dem Meere und über den Thälern, nur in den Gemüthern der Menschen stürmten und brausten Groll und Rache.

Sotello war sehr finster gestimmt. An dem Rande eines dichten Waldes setzte er sich auf ein theilweise mit Moos bedecktes Felsenstück, das die leise rauschenden Wasser des Meeres bespülten. Wehmüthig ließ er den Blick über das Meer hinstreifen, wenn er aber den Kopf wendete und aufwärts nach dem Montserat blickte, zuckte ein Strahl der Sehnsucht über sein sonnengebräuntes Antlitz hin. Wie gerne hätte er jetzt mit dem edeln, frommen Bruder geredet! Wäre es ihm auch möglich gewesen, demselben einen Besuch auf seinen friedlichen Höhen abzustatten, so wollte er doch nicht Schmerz und Sorge in dem, von einer heiligen Ruhe durchwehten Gemüth des Einsiedlers anfachen; denn er erschrack bereits vor dem Sturm, der in seiner eigenen Brust tobte. Dachte er an Maria und an den kleinen Antonio, so füllte eine thränenvolle Wehmuth sein Herz. Ihm, dem in alle Volksbewegungen Eingeweihten, war es bereits kein Geheimniß mehr, welche Schrecken noch vor Ende Mai auch in Saragossa losbrechen sollten. Wohl fühlte er, daß zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit ein heldenmüthiger Kampf bedingt sey; das nächtliche Einbrechen in den Stunden des Schlafes aber und den Meuchelmord verabscheute er.

So dasitzend vernahm Sotello nicht wie früher den munteren Gesang eines, mit der schwachen Barke, dem Gestade zusteuernden Fischers; kein heiteres Gespräch von Landleuten, die von Wald und Feld heimkehrten; ja nicht ein Mal das zur Andacht stimmende Ave-

Mariageläute benachbarter Dörfer. Die Küster wagten nicht die Glockenstränge zu ziehen, außer wenn zu ihrem Schutze zahlreiche Guerrillasbanden vorhanden waren. Es galt nämlich den Franzosen jedes Geläute als ein Zeichen des Aufruhrs und jedes Dorf wurde, wenn sie zahlreich beisammen waren, von ihnen mit Sturm angegriffen, wenn es so dreist war, die Glocke des Kirchthurmes vernehmen zu lassen. Durch den fortwährenden Kriegeslärm, der fast unabläßig die Wiesen, die Haine, die Wälder, die Berge und die Auen durchzog, waren selbst die Vögel und das Wild scheu geworden. Kurz, ein brütendes, ängstliches Bangen bebte selbst durch die Natur hin. Der wilde Stier, der sonst in muntern Sätzen die gewaltige Kraft seiner Gelenke darthat und jedem Wanderer den monstrosen, behörnten Kopf gar muthig und herausfordernd wies, wenn ein solcher in sein Gehege, in den Wald, eintrat, wagte jetzt, erschreckt von den blutigen Kämpfen der Menschen, kaum mehr laut zu brüllen, und vernahm er ein Geräusch so floh er über Stock und Stein.

Solche Wahrnehmungen und Betrachtungen machte Sotello auf dem Felsenstücke sitzend auf dem er Ruhe hielt, und während nun die Sonne unterging wie Spaniens Glück und Frieden, wurde das Auge des ruhmgekrönten Matadors der Arena und des, während einigen Wochen, schon so bekannten Guerrillas-Anführers feucht. „Wohl kommst du morgen wieder, liebe Sonne," sprach er in das Verglimmen der glanzumflossenen Königin des Tages blickend, „ob aber unsere untergegangene Freiheit wiederkehren, ob auch sie wieder auftauchen wird aus dem für sie vergossenen Blute, wie du aus deinem Purpurmeer — das weiß nur Gott — und Spanien hofft es!" —

Nach diesen Worten senkte Sotello das Haupt und starrte, indem er sich ohne Widerstreben der trüben Stimmung hingab die sein Gemüth umfangen hielt, in die von dem Abendwinde leicht gekräuselte See, über welcher es jetzt immer mehr zu dunkeln begann.

Die Ermüdung im Gefechte, wie die stete Aufgeregtheit des Gemüthes, führten das Bedürfniß des Schlafes herbei, der sich, je düsterer es auf dem Meere wurde, stets schwerer und unabweisbarer auf Sotello's Augenlieder legte. Wer ihn von Ferne betrachtete, hielt ihn für einen Wache haltenden Guerrilla, in der Nähe aber ersah man daß er, auf dem Felsstücke sitzend, eingeschlummert sey.

Der Schlaf eines Menschen der sich stets in Todesgefahren herumtreibt ist selten ein ruhiger; denn alle die erschreckenden Erlebnisse, all' das bestandene Wagen und die Gefahren, denen man entronnen, führt der Traum auf dem ausgespannten, finstern Vorhange der Nacht vorüber. So war es auch bei Sotello der Fall; kaum genoß er scheinbar der Ruhe, so ängstigten ihn auch schon böse Träume, die ihm bald die Seinen in Gefahr, bald das Vaterland von Feinden, von Blut und von Leichen überschwemmt, als verloren zeigten.

Hoch stand bereits der Mond am Himmel als Sotello mit einer heftigen Bewegung in die Höhe fuhr, die Augen aufschlug und den Spuck der Träume, die ihre luftigen Netze dicht um ihn zusammen gezogen hatten, zerriß. Noch immer von den Einwirkungen der Traumbilder leicht umfangen, zweifelte er an einem völligen Erwachtseyn, und plötzlich erblickte er kaum zwölf Schritte von sich entfernt, einen todten Franzosen, der im hohen Grase lag. Rasch näherte er sich demselben, ergriff dessen krampfhaft geballte Faust, und

die eisige Leichenkälte, welche diese Todtenhand auf seine lebenswarme übertrug, zeigte ihm nur allzudeutlich, daß er dieß Mal keinen Traum, sondern die Wirklichkeit in grausem Bilde vor sich habe. Er untersuchte den Todten, fand aber, zu seinem Erstaunen, nicht die mindeste Verletzung an demselben. Dieses sein Erstaunen wurde gehoben, als er durch die Waldgasse hinschreitend, noch mehrere Todte auf der Erde liegen sah, bei welchen er wie bei dem Ersten nicht die mindeste Verletzung fand, während doch die krampfhaft verzogenen Gesichter und die gekrümmten Arme und Beine dieser Unglücklichen unverkennbar zeigten, daß sie unter entsetzlichen Schmerzen vom Leben schieden. Sotello beschlich ein Grauen; denn die Feinde, die eine unsichtbare Macht leblos hingestreckt, waren Alle wohl bewaffnet und sonach konnte er während seines tiefen Schlafes nur durch ein Wunder der augenscheinlichsten Gefahr entgangen seyn. Nicht bedenkend daß das Land von Feinden wimmle, eilte Sotello immer tiefer in den Wald hinein, und obgleich er dieß mit der Vorsicht eines Buschnegers that, über lichte Stellen gleich der Schlange auf dem Leibe hinkriechend, und im Gebüsche zwischen Baum und Strauch gleich einem Fantome hinhuschend, das keinen Tritt hören läßt und kein Geräusch verursacht, so hatte doch dieser nächtliche Streifzug für ihn viel Gefahrdrohendes. Sotello, der aber die Furcht kaum dem Namen nach kannte, wollte über den räthselhaften Umstand, wie die Leichen in seine Nähe gekommen, aufgeklärt werden und nahm nicht wahr, daß er sich bereits über eine Stunde von der Schlucht entfernt hatte, in welcher seine tapfere Schaar lagerte. Als er eben um die Ecke eines grauen Felsens beugte, schallte ihm ein „Wer da?“ entgegen und ehe er die treue

Flinte schußfertig erhob, blitzten mehrere Bajonete gegen seine Brust. Er mußte sich ergeben; denn ein Kampf mit einigen zwanzig Franzosen, die hier im Waldesdunkel auf der Lauer lagen, würde natürlich seinen augenblicklichen Tod herbei geführt haben.

Man band ihm die Hände auf den Rücken, nahm ihm die Waffen ab und führte ihn so geräuschlos als möglich tiefer in den Wald hinein, mit der Drohung, ihn augenblicklich nieder zu stoßen, wenn er durch einen Ruf einer hier etwa versteckt liegenden Guerrillasbande ein Zeichen gebe.

In der Lage, in welcher sich Sotello jetzt befand, hatte diese Drohung für ihn wenig Erschütterndes; denn jeder Guerrillas, den die Franzosen in den Dörfern, Bergschluchten oder in den Wäldern aufgriffen, wurde erschossen. Sein Verhängniß überdenkend, schritt er lautlos in der Mitte der Feinde hin, die nach einer Viertelstunde eine Klosterkirche erreichten.

Das Kloster war niedergebrannt; der Kirchthurm eingestürzt, die Kirche aber stand noch und ihre rauchgeschwärzten Wände erhoben sich wie ein zürnendes Gespenst aus dem Schutt, der Asche und den Trümmern, die sie im Halbkreise umlagen.

„Wird es wohl rathsam seyn, hier einzutreten?“ fragte einer der Franzosen, wornach sich der Offizier der Streifpatrouille sogleich zu Sotello wendete und ihn fragte, ob er nicht wisse, ob etwa hier Guerrillas im Hinterhalte liegen.

Sotello verneinte es. Der Offizier setzte ihm den Degen auf die Brust und behauptete: er müsse es wissen, weil er sich in dieser Gegend wohl kaum allein herum getrieben habe und weil ihn sein Anzug als einen Anführer einer Guerrillasbande bezeichne.

Sotello läugnete nicht, ein solcher zu seyn, behauptete aber wiederholt, daß er nicht wisse, ob sich Freunde oder Feinde in der Klosterkirche befinden, oder ob nur die Nachtluft einsam durch die eingeschlagenen Fenster der entweihten Räume ziehe.

„Nun so geht hinein und berichtet uns, wie es da drinnen aussieht.“

„Ich bin kein Spion,“ entgegnete Sotello auf diesen Befehl des Offiziers. „Fände ich Kameraden, so würde ich diese an Euch nicht verrathen, wie ich auch Euch nicht durch die Lüge: nichts gesehen zu haben, in den Tod schicken möchte.“

Diese gerade Sprache gefiel dem Offizier, und da sich einige Freiwillige zur Untersuchung der Kirche meldeten, so ermahnte er dieselben zur Vorsicht und drang nicht weiter in Sotello.

Ein lautes Gelächter und die Worte: „Nur herein, hier ist keine Gefahr!“ riefen die Franzosen ihren Kommandanten in die Kirche, in welcher der Uebermuth einer siegestrunkenen Soldateska theilweise die Heiligenbilder zerschlagen, den Altar geplündert und umgestürzt hatte. In einer Ecke glimmte ein Feuer, daneben standen mehrere eiserne Töpfe, in welchen, zum Essen einladend, Hammelfleisch sott. Brod und mehrere Weinflaschen lagen in einiger Entfernung im Sande. Das Schiff der Kirche, wie die Sakristei war menschenleer und aus dem hochgewölbten, dunkeln Kreuzgange wehte ein feuchter, kalter Hauch wie aus geöffneten Grüften.

Der Offizier befahl alsogleich das Feuer, das niedergebrannt war, anzuschüren; dann untersuchte er selbst, ein harziges, loderndes Scheit in der Hand, alle Winkel der Kirche und des Kreuzganges. Auch die

Betstühle und den engen Raum, der in den zur Hälfte eingestürzten Kirchthurm und auf die Emporkirche führte, wo die Orgel stand. Nirgends wehte eine Spur von Leben und dennoch zeigte die Mahlzeit, die unten am Feuer kochte, daß kurz erst Menschen hier gewesen. Der Offizier machte daher den Schluß, daß entweder Franzosen oder Spanier hier die Nacht zuzubringen gedacht, und durch die Annäherung eines feindlichen Truppes veranlaßt worden seyen, vor Beendung des Mahles abzuziehen. Er befahl die Kirchenthüre von innen zu schließen, und so gut als möglich zu verrammeln, um bis zum nächsten Morgen, an welchem er bei diesem Kloster mit einem französischen Jägerbataillon zusammen treffen sollte, einen allenfallsigen Angriff mit Erfolg abwehren zu können. Sein Befehl war nicht schwierig auszuführen; denn die langen und schweren Betstühle gegen die Kirchenthüre geschoben bildeten ein sehr festes Bollwerk.

Sotello, dessen Hände gebunden waren, nahm an dem dunkeln Steinbogen, der in den Kreuzgang führte, Platz, während sich die Soldaten ihm gegenüber um das Feuer lagerten, und mit Vergnügen in die Töpfe blickten, in welchen das Fleisch bald fertig zu werden versprach. Einen trüben Schimmer warf das hochauflodernde Feuer durch das Schiff der Kirche, wo sich über dem umgestürzten Altare die Abbildung Christus des Gekreuzigten bleich aus dem Dunkel hervor hob.

Zu dieser Abbildung hatte der gebundene Sotello das Auge erhoben. Er dachte an Weib und Kind, und nicht aus Furcht, sondern aus Liebe zu diesen theuern Wesen, die er über dem Ebro seiner harrend wußte, bat er um Rettung. Da war es ihm, als sehe er einen Schatten hinter dem hoch aufgehangenen

Kreuze über der Emporkirche schweben, und hinter der Orgel verschwinden.

Die Franzosen hatten diesen Schatten nicht bemerkt, und sprachen bereits weidlich den Weinflaschen zu, die sie im Sande gefunden. Sie schienen auf ihren Gefangenen gar nicht zu achten, waren ja die Thürflügel verrammelt und seine Hände gebunden.

„Wollt Ihr trinken?" fragte ihn endlich der Offizier, als sich bereits seine Soldaten an das Zerlegen des Fleisches machten.

Sotello wendete den Kopf und machte ein bejahendes Zeichen.

„Nun, so bindet ihn los," befahl der Offizier, reichte ihm eine Flasche und sagte halb freundlich, halb ernst: „Lasset mich keine zweideutige Bewegung wahrnehmen oder schreibt es Euch selbst zu, wenn Euch dann eine Kugel niederwirft."

Sotello lächelte stolz, griff nach der Flasche und setzte sie an die Lippen. Bevor er aber einen Schluck nahm, regte es sich in dem Kreuzgange dicht hinter ihm, und nur seinem Ohre vernehmbar flüsterte eine Stimme: „Trink' nicht, oder Du bist des Todes!"

Sotello erschrack, und einige Sekunden überkam ihn ein Gefühl, wie Gespensterfurcht. Nur mit Mühe bewältigte er eine Bewegung, in der er fast unwillkührlich die Weinflasche von sich geschleudert hätte, gleich darauf gewann er aber seine Kaltblütigkeit wieder, that als ob er trinke und setzte die Flasche hin.

Wer war der geheimnißvolle, unsichtbare Warner? und weßhalb sollte Sotello nicht trinken? Diese Frage beschäftigte ihn jetzt so sehr, daß er das Mißliche seiner Lage darüber vergaß. Von dem Augenblicke an, wo er die warnende Stimme vernommen, musterte er

mit der äußersten Sorgfalt jede Mauernische; denn die Ahnung: Freunde liegen hier verborgen, gewann in seiner Brust, in der sich allmählig das Gefühl der Hoffnung wieder regte, immer mehr Raum. Der Kreuzgang zog seine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und indem er mit der ganzen Schärfe seines geübten Auges in den dunkeln Gang hinein blickte, kam es ihm vor, als sinke plötzlich einer jener großen Steine, welche die Grüfte deckten, und die Namen und die Wappen derjenigen zeigten, die unter ihnen moderten, geräuschlos in die Erde hinab. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen; denn er glaubte nicht anders, als seine glühend aufgereizte, durchstürmte Phantasie äffe ihn; als er aber nun den Blick wiederholt jener Stelle zukehrte, sah er und zwar deutlich, das Brustbild einer Gestalt aus der offenen Gruft ragen. Dieß Mal hatte er den Spuck nicht allein gesehen, denn fast zu gleicher Zeit, als er die Gestalt wahrgenommen, feuerten zwei Franzosen auf dieselbe. Donnernd hallten die Schüsse durch das Gewölbe des Kreuzganges, das sich mit Pulverrauch anfüllte, und als der Offizier nun nach der Ursache dieses unvorsichtigen Schießens fragte, das die Feinde herbeilocken konnte, wenn welche in der Nähe streiften, erzählten ihm die Soldaten, daß sie ganz sicher gesehen haben, wie eine Gestalt aus einer der Grüfte empor klettern wollte.

Der Offizier, der schon seit einigen Sekunden todtenbleich neben dem Feuer saß, nahm einen Brand von demselben und von den Soldaten gefolgt schritt in den Kreuzgang; es fand sich jedoch nichts Verdächtiges vor. Die Gruftsteine saßen alle fest in den Fugen und der Offizier schalt die Soldaten, die ihre Musketen ohne Noth abgedrückt hatten. „Ihr habt gewiß spanische

Klostergeschichten gelesen," lachte er, "in welchen es von geheimnißvollen Gemächern, von Versenkungen und von Mönchsgestalten wimmelt, die nach dem Tode den Grüften entschweben und —"

"Was ist Ihnen?" fragte ein alter bärtiger Sergeant, als er gewahr wurde wie dem jungen Offizier die Stimme versagte, und wie er sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

"Ich leide entsetzlich," gab der Offizier zurück, "und mühe mich schon seit einigen Minuten, den Schmerz nieder zu kämpfen, der mein Inneres durchwühlt. Jetzt aber wird's zu arg — helft mir! ich habe Feuer in der Brust!"

Bestürzt umringten die Soldaten ihren wackern Offizier, und der Sergant sagte: "Trinken Sie, denn wie ich glaube, rührt Ihr Uebelbefinden nur von einer Verkältung her. Sie trieften aber auch wahrhaftig von Schweiß, als Sie verwichenen Tages durch den eiskalten Gebirgsbach einen Guerrilla verfolgten."

"Möglich" — stöhnte der Offizier. "Gebt, ich will trinken!" —

Man reichte ihm eine der Flaschen, und er that einige lange, kräftige Züge. Statt daß es ihm nun besser wurde, sanken seine Augen rasch in die Höhlen zurück die sich mit bleyfarben Ringen umzogen. Seine Nägel und seine Lippen wurden viollet und nach einigen Krümmungen und Schreien, die von dem höchsten Schmerz zeugten, gab er den Geist in den Armen seiner Soldaten auf. Bestürzt ließen diese die Leiche auf den Steinboden nieder, schweigend beklagten Alle das traurige Ende des Braven. Plötzlich erschrack aber Jeder vor dem Gesichte des Andern. Erdfahl waren Alle, und als nun einer bekannte, daß auch er ent-

setzlich leide, so durchliefen die Worte: „Ich auch" — „und ich" — „auch ich!" den bestürzten Kreis.

„Kinder," rief jetzt der Sergant, ein ergrauter Krieger, indem er seine Hände kalt werden fühlte und seine Nägel schwarzblau werden sah, „ich glaube, der Wein und die Speisen, die wir genossen, sind vergiftet!" Das was Jeder bereits im Herzen geahnt, war nun ausgesprochen, und ein entsetzlicher, namenloser Schreck malte sich in den Gesichtern der Unglücklichen ab, die unverkennbar den Stempel des nahen Todes in den Zügen trugen.

Während sich nun Einige an dem Feuer niederkauerten, rissen Andere die Säbel aus den Scheiden um ihrem Gefangenen den Tod zu geben, der den Wein nicht berührte und mithin wohl gewußt haben mochte, daß er vergiftet sey.

Sotello floh durch die Kirche, und von mehr als Zehn verfolgt, sprang er nach einem kreisförmigen Laufe, der ihn wieder zu der Stelle zurück führte wo er vorhin gesessen, in den Kreuzgang hinein, rufend: „Schütze mich, du unbekannte, schreckliche Macht!"

Da wankte plötzlich der Boden unter seinen Füßen, und wie ein Fantom versank er dicht vor seinen Feinden, die ihm eben den Todesstreich geben wollten. Er hörte sie über sich Flüche und Verwünschungen ausstoßen, und in die Höhe blickend sah er, daß ihn bereits der gewaltige Gruftstein, der sich wieder oben in seinen Fugen geschlossen, von ihnen trenne. Als er versank, hatte ihn auch eine Hand gepackt und von einem Gegenstande hinweggerissen, den er alsogleich wieder geräuschlos hinter sich emporschweben sah. Dieser Gegenstand war nichts anderes als der große, gewichtige Gruftstein, der durch einen geschickt angebrachten Mechanismus als

Versenkung diente, und zu einem Gange führte der sich durch die Grüfte wand.

Eine Laterne, in der ein düster flackerndes Licht brannte, stand hier auf dem feuchten Steinboden. Daneben kauerten zwei spanische Bluthunde, auf einem der bleiernen Särge saß ein großer stattlicher Spanier in vollkommener Bewaffnung, und als Sotello das erstaunte Auge zu ihm aufschlug, erkannte er in seinem geheimnißvollen Retter den Schrecken der Feinde — Empecinado.

Neuntes Kapitel.

Die Sankt-Ferdinands-Nacht.

Eine Stunde, nachdem Sotello Don Juan Martin, den Feinden unter dem Beinamen Empecinado furchtbar, auf dem bleiernen Sarge sitzend, in dem Gruftgewölbe erkannt hatte, ließ dieser, indem er auf eine Feder drückte, den Mechanismus der Versenkung spielen, und alsogleich schwebte der Gruftstein herab. Er trat auf denselben, Sotello that ein Gleiches; die spanischen Bluthunde schmiegten sich an die Beine Beider an und langsam hob sich der Stein. Diese Gruppe, von einer Fackel beleuchtet, die Empecinado in der Hand hielt, schwebte gespenstisch aus der Gruft herauf, und als der Stein oben wieder in seine Fugen einklappte, wo er nun wie eingemauert fest saß, schritten Beide durch den Kreuzgang, wo es von den vorhin abgebrannten Schüssen jetzt noch nach Pulver roch.

Sotellos Antlitz drückte Schreck und Abscheu aus; die Züge Empecinados aber, zitterten von einer schrecklichen Freude belebt. Eine unheimliche, tiefe Stille waltete in dem Gemäuer, und als Sotello jetzt unter dem

Vortritt Empecinados durch den Steinbogen des Kreuzganges in die Kirche schritt, taumelte er zurück und verhüllte mit den Händen die Augen.

Rings um das niedergebrannte Feuer, von dem sich nur noch einige Rauchwolken träge in die Höhe wanden, lagen die Franzosen. Sie waren alle todt. Empecinado erhob in unversöhnlichem Grimme die Fackel und beleuchtete das schauervolle Bild.

„Seid ihr mit mir zufrieden, Vater und Bruder?" rief er, als habe er ein gutes Werk gethan, und der wilde Blitz seines Auges wie das Lächeln, das um seine Lippen zuckte, zeigten, daß er über neuem Verderben brüte und sich im Voraus des Gelingens versichert halte. „Ich habe noch manche Arbeit," wendete er sich dann zu Sotello. „Lebe wohl!"

Obgleich Empecinado Carlos gerettet, so konnte ihm Carlos doch nicht danken; es überkam ihn in der Nähe dieses Menschen ein Grauen, als stehe der Böse selbst vor ihm. Mit starrem Blicke sah er Empecinado nach, der die Fackel in einen an einem Betstuhle befestigten eisernen Ring steckte, der früher dazu diente, eine Fahne fest zu halten, dann mit einem Schlüssel ein Seitenpförtchen öffnete, und es, in die Nacht hinaus schreitend, für den zurück Gebliebenen offen ließ. Als der Schreckliche verschwunden war, sank Sotello wie vernichtet in einem der Betstühle nieder. Er versuchte zu beten; doch es gelang ihm nicht, denn die von französischem Uebermuthe umgestürzten Altäre und die zertrümmerten Heiligenbilder wie die Leichen, welche die Rache eines wüthenden Spaniers hier aufgehäuft hatte, erfüllten ihn mit Schrecken und mit Trauer. Scheu erhob er das Auge zu der lang und bleich aus dem Dunkel hervor tretenden Gestalt, Christus des Gekreu-

zigten. „Wie kann Gott der Herr, der aus Liebe zu uns starb, einem Volke Sieg verleihen, das solche Gräuel verübt?“ sprach er erschüttert vor sich hin und Bäche Blutes rauschten vor seinem geistigen Auge nieder, die bestimmt waren, solch schwere Schuld zu söhnen. Es floß in dieselben auch das Blut von Greisen, Frauen und das von unschuldigen Kindern. Sotello schauderte zurück vor der Zukunft; denn der heilige Kampf für die Ehre des Vaterlandes und für Freiheit und Unabhängigkeit erschien ihm durch solche Thaten schrecklich befleckt. In ungemeinem Schmerz beugte er das Haupt vor der heiligen Macht, die er nicht um Gnade und Vergebung anzuflehen wagte, erhob sich dann, raffte seine Waffen wieder auf die ihm die Franzosen abgenommen, und schritt durch die Pforte, die Empecinado für ihn offen gelassen, hinaus in die Mondnacht.

Sotellos Gemüth war trauererfüllt, und sein Herz schlug schwer und bange an die Brust. Wohl wußte er jetzt auf welche Weise die Leichen in seine Nähe gekommen als er am Rande des Meeres auf einem Felsstücke sitzend schlief; denn Empecinado hatte ihm unten in dem Gruftgewölbe erzählt, daß er während der letzten Tage in einsam stehenden, verlassenen Gehöften mehrere solche Mahlzeiten angerichtet habe, wie er es in der Klosterkirche gethan. Unferne jenes Steines auf welchem Sotello am Abende in einen tiefen Schlaf gefallen war, stand nämlich eine verlassene Fischerhütte; dort hatten sich die Franzosen, die er bei seinem Erwachen todt traf, ihr grauenvolles Ende geholt, und waren, da sie der Schmerz der in ihren Eingeweiden wühlte hinaus in's Freie trieb, kraftlos nahe am Meere zusammen gebrochen und gestorben. —

Um nicht wieder zwischen Busch und Strauch in die Gewalt der Feinde zu gerathen, verließ Sotello jetzt den Wald, prüfte mit dem geübten Falkenauge die weite Ebene bevor er sie überschritt, und eilte dann in windschnellem Jagen darüber hin. Ein brennender Durst quälte ihn, und da er nicht sehr ferne von dem Orte wo er sich befand, einige öde Gehöfte wußte, so lenkte er seine Schritte dahin.

Er fand nur Schutt und Trümmer, die Bewohner derselben waren fort nach den Städten gegangen, um der Wuth der Franzosen zu entrinnen; denn wie später die Russen, so steckten auch nicht selten die Spanier ihr Eigenthum in Flammen, damit sich kein Feind in demselben halten könne. Zwei Brunnen aber waren unversehrt geblieben. Sotello näherte sich einem derselben, senkte den an einer eisernen Kette befestigten Wassereimer hinab, zog ihn herauf und näherte eben die Lippen der kühlen Labung, als von dem andern Brunnen herüber, wie vor einigen Stunden in der Klosterkirche, der Warnungsruf erscholl: „Trink nicht, oder du bist des Todes!"

Sotello, Empecinados Stimme erkennend, schrack zusammen und stieß den Eimer von sich, daß er rasselnd in den Brunnen hinab sank.

Empecinado saß auf dem steinernen Rande des andern Brunnen, ließ den Wassereimer dienstfertig hinabgleiten, zog ihn herauf und sagte: „Hier trink, Du kamst noch eben recht!"

Sotello, von Durst gequält, that es, und als er sich gelabt, fragte ihn Empecinado, der in der ruhigsten Stimmung von der Welt sein Cigaro rauchte: „Hast Du genug getrunken?"

Sotello bejahte es.

Da griff der Schreckliche in sein Gewand und warf ein Papierpacket in den Brunnen hinab. „Jetzt trinke mir fein nicht mehr, Freund!“ lachte er, „denn das Wasser löst bald das Papier auf, und das Pulver in demselben theilt sich ihm mit.“

„Und dieses Pulver ist Gift?“

„Arsenik, ja,“ entgegnete Empecinado an seiner bereits niedergebrannten Cigare eine frische anzündend.

„Du bist ein Elender!“ rief da Sotello, der seinen Abscheu nicht länger bewältigen konnte.

„Und Du ein Narr!“ lachte Empecinado.

„Du mordest!“

„Den Feind unseres Landes — ja!“

„Kämpfe gegen ihn, und jeder edle Spanier wird dich segnen; den Giftmischer aber verflucht man!“

„Ein Narr wie Du, und nach der Meinung eines solchen, frägt Don Juan Martin nichts.“

„Du machst Dich sehr hoch.“

„Und Du Dich sehr kindisch und feige.“

„Feige?“

„Ja, kindisch und feige!“

„Du scheinst in Deinem Mordhandwerke gewiße Leute und deren Namen zu vergessen; denn Carlos Sotello —“

„Ist als der tapferste Matador der Arena und als ein gewandter und vortrefflicher Guerrillasanführer bekannt,“ unterbrach ihn Empecinado; „deßhalb will ich auch vergessen, daß Er mich einen Elenden genannt, sonst kämpfte ich jetzt bereits auf Tod und Leben mit Ihm; doch auch der Tapfere hat oft seine kindischen und schwachen Stunden, und Sotello hatte halt nun ein Mal eine solche Nacht. Ich sah Dich fechten, Sotello!

Deine gewaltigen Streiche die Du führtest thaten aber wenig Schonung kund; ha, ha!"

„Einem fechtenden Feind," sprach Sotello, „zeige ich gerne die Stirne, und wenn ich Dich in der Feldschlacht wie den mit der Sense mähenden Tod durch die Reihen schreiten sehe, so werde ich Deinen Muth loben und bewundern. Gibst Du aber durch Gift Müden, Hungerigen und Durstigen den Tod, so verfluche ich Deine schlechte That!"

„Ei, mein lieber Sotello! das beruht auf Ansichten," lachte Empecinado finster, „und da ich die Ansicht habe, nicht so viel Feinde im Gefechte erschlagen zu können als ich gerne möchte, und als Noth thut, um das Land von ihren Massen zu reinigen, so nehme ich zu allem, was Verderben und sichern Tod gibt, meine Zuflucht! Kindische Schonung verlängert die Sache, wenn aber nicht nur die Kugel, der Säbel und die Dolche, sondern auch die Speisen, der Wein und selbst die Brunnen den Tod geben, so rast der Schreck bei dem Feinde, und Spaniens Sache wird gefördert. Ueberdieß sind all' die Wenigen, die ich durch Gift tödtete, weder Weiber noch Schwächlinge; Jeder führte die Waffen zu unserm Verderben, und da ich sie auf die Seite geschafft, rettete ich vielen von unsern Brüdern das Leben, die in spätern Gefechten durch ihre Hände fallen konnten. Tödtet man den Wolf nur, wenn er die Heerde anfällt? Nein, man tödtet ihn, wo man ihm begegnet, und zwar auf jede mögliche Weise, weil er die Heerde anfallen und zerfleischen könnte."

„Solche Ansichten —"

„Soll jeder Spanier hegen und durch die That verwirklichen," fiel ihm Empecinado mit fürchterlichem

Ernst in's Wort. „Nur dann ist es möglich, den sieggewohnten, kampfgeübten und trefflich exerzirten Feind aus dem Lande zu verjagen. Wozu auch Schonung? Sind nicht wir die Angegriffenen und stehen nicht gerade wir auf dem Punkte, den Namen Spanier zu verlieren, da wir bereits den König und unsere oberste Gesetzverwaltung verloren haben? Erschlug man uns nicht Väter, Brüder und Kinder? wurden nicht unsere Weiber und Töchter von den Fremdlingen geschändet? Verwünscht sey daher jede Regung von Mitleid oder Schonung! Die im Kampfe Gefallenen, die unschuldig, gebunden Hingemordeten, und die Entehrten rufen um Rache! O daß ich ein Gift erfände, das sich durch den Hauch derjenigen, die davon genossen, auf die Uebrigen fortpflanzte, wie der Blitz, der mit seinem elektrischen Leuchten oft von Osten bis nach Westen zuckt."

„Halt ein! Du rasest!" rief da Sotello von Schreck und Mitleid erfüllt. Die Verluste, die Du erlitten, verwandelten Deine tapfere Natur in die eines Wütherichs. Dein leidenschaftliches Gebet wird zum Fluche, und statt nach der Lehre Christi zu vergeben, damit man auch jenseits Vergebung und Gnade erhalte, vergiltst Du tausendfach die Blutschuld, durch welche Dir die Feinde den Vater entrissen. Ich sah Dich damals, als man die Unglücklichen auf dem Prado zu Madrid erschoß. Ich fühlte mit Dir, als Du den Vater und den Bruder in namenlosem Leid an Dein Herz drücktest; ich sah, wie Du dem Todtwunden den Tod gabst, um ihn von den Schmerzen zu befreien; — ich schauderte und bewunderte Deine Entschlossenheit! Als Du ohnmächtig wurdest, fing ich Dich in meinen Armen auf, und trug Dich mit Einigen, die gleiches

Mitleid fühlten, durch das Gedränge. Zu Saragossa angelangt, erzählte ich meinem Weibe den schrecklichen Vorfall, der auch jetzt, in diesem Augenblicke, lebendig wieder vor meiner Seele steht, und täglich betete ich und sie für Deine theuren Gefallenen und auch für Dich, daß Dir der Himmel die nöthige Fassung gebe um den großen, unendlichen Schmerz mit männlicher Fassung und mit christlichem Muthe ertragen zu können!"

Empecinado, der seit dem bedauerlichen Vorfall auf dem Prado schon hundertfältigen Tod verbreitet, weinte; er, der Schreckliche, er hatte noch Thränen — Thränen für den gefallenen Vater, den er mehr liebte, als sich selbst. Diese Rührung benützte Sotello; er ergriff die Hände Don Juan Martins, drückte sie fest und innig und rief: „Gestehe es, daß Du bis jetzt in einem schrecklichen Wahne gehandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist selbst von Gott geheiligt, und jeder Staatsbürger ist gehalten, dasselbe im Drange mit Gut und Blut zu vertheidigen. Was aber darüber ist, ist vom Uebel; denn glaube, schenkt der Herr der spanischen Sache seinen Segen, so hilft das mehr als Deine Vergiftungen. Streite daher gegen den Feind mit all' der Kraft Deines Körpers, und mit all' der Energie Deines gewaltigen Geistes; Meuchelmorde aber verübe keine mehr, ich beschwöre Dich bei der heiligen Madonna!"

Empecinado, an dessen Wangen noch die Thränen vom Monde beschienen glänzten, richtete sich auf und sagte: „Sotello, ich ehre Dich als einen tapfern, wackern Mann. Ich habe mir jedoch den Pfad, den ich ferner wandeln werde, haarscharf vorgezeichnet, so daß kein Sterblicher an meinem Entschlusse etwas ver-

ändern kann. Ich strebe nach Nichts als nach Rache, und führt mich der Weg, den ich bereits eingeschlagen, auch zum Verderben, — ich wende mich nicht um!"

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte Sotello erschüttert.

„Nein," entgegnete der Unbeugsame. „Sage Deinen Leuten, sie mögen von nun an aus keinem Brunnen mehr trinken, der vor verlassenen oder niedergebrannten Gehöften steht; denn ich werde in dieser Nacht noch Gift in alle werfen, die ich erreichen kann. Eine ähnliche Warnung erließ ich an Romana und an die mir bekannten Guerrillasanführer ergehen.

„Don Juan Martin!" rief Sotello flehend und warnend zugleich.

„Laß mich," sprach mit schrecklicher Beharrlichkeit der von glühenden Rachegefühlen Betäubte, und mit einem Lächeln, vor welchem Sotello schauderte, sprach er: „In der Sanct-Ferdinands-Nacht" sehen wir uns wieder."

Ohne auf Sotellos wiederholte Bitte zu achten, eilte er fort, um das Verderben noch weiter durch das unglückliche Land zu tragen. Erschüttert rief ihm Carlos ein „Gott bessere Dich, Unglückseliger!" nach; dann griff er in die Tasche, zog ein Stück Kreide hervor und schrieb auf den steinernen Rand der beiden Brunnen: Das Wasser ist vergiftet; trinket nicht! Fort eilte er dann durch die Mondnacht und der Morgen war nicht mehr ferne als er in der Schlucht bei seiner Bande ankam.

Aus einem so glühenden Haß, und aus einem so unauslöschlichen Rachedurst, wie ihn dieser Empecinado hegte, brachen in den nächsten Tagen die schrecklichsten Gräuel über Spanien herein, und der in der Geschichte

dieses Landes ewig denkwürdige 27. Mai des ereignißvollen Jahres 1808 gebar eine zweite sicilianische Vesper und durch das ganze südliche Spanien ertönte die Sturmglocke zu der blutigen Sanct-Ferdinands-Nacht rufend. Der Tag, der dieser Schreckensnacht voranging, war unter dem stillen Brüten einer weitgreifenden Verschwörung zur Weihe des Aufstandes in Kadix und der Provinzialjunta zu Sevilla, durch Begehung des Namensfestes des letzten spanischen Königs auserſehen worden. Vergebens hatte die zu Bayonne versammelte höchste Staatsjunta als das Organ des Wunsches der Nation angekündigt, daß die Krone von Spanien und Indien möchte Joseph I. aufgesetzt werden. Niemand wollte von diesem Organe etwas wissen, und die nächste Folge der jetzt aller Orten völlig ausbrechenden Insurektion, war die Ermordung des General-Capitains zu Kadix, dessen Haus man erbrach, den Unglücklichen heraus schleppte, und ihn auf dem Marktplatz mit Flintenkolben todtschlug. Zu Valenzia kam eine französische Schiffsmannschaft, die sich, um der Verfolgung einer englischen Fregatte zu entgehen, dahin geflüchtet hatte, unter den schrecklichen Streichen, die das bewaffnete Volk auf sie führte, um. In Carthagena wurde der Gouverneur ermordet; dasselbe wiederfuhr dem General Trupillo zu Grenada; sein Leichnam wurde an Stricken befestigt und von dem wüthenden Pöbel durch die schmutzigen Strassen geschleppt und zerstückelt. Zu Algesiras schleppte man den französischen Konsul in's Gefängniß, und nur die Entschlossenheit einiger rechtlicher Bürger, die um ihn zu retten das Leben wagten, entrissen ihn dem Tode; kurz in San-Lukar, Jaen, Sevilla, Carolina, Saragossa, Badajoz, Valladolid, in den Königreichen Leon und

Asturien, in Galizien, Estremadura, Alt- und Neukastilien wie in Navarra, Aragonien und Katalonien, erneuerte die Volkswuth gegen die vornehmsten Behörden und gegen die ausgezeichnetsten Bürger jene fluchwürdigen Mordscenen, wodurch zu Neapel im Jahre 1799 die Rückkehr der königlichen Familie bezeichnet ward. Man wüthete gegen Alle, die man für Freunde des neuen Königs, Joseph I., hielt, und wer nur immer mit den Franzosen verkehrte, wurde dem Tode geweiht. Mehrere Gouverneure wurden vor den Augen ihrer Gattinnen und Kinder niedergemacht. Man schlug ihnen die Köpfe ab, und trug diese blutigen Abzeichen unter diabolischem Jubel durch die Straffen.

In dieser Schauernacht, welche wo möglich die sizilianische Vesper noch an Schrecken übertraf, rief man auch in Saragossa: „Es sterbe Murat! Es lebe Ferdinand! — Gebt uns Waffen!" Die Sturmglocken heulten ihre grausen Lieder von den Thürmen herab und allsogleich ging die Metzelei los. In weniger als einer halben Stunde hatte sich das Volk des Zeughauses bemächtigt, und ehe es Zwölf schlug waren sämmtliche Franzosen, die sich in Saragossa befanden, theils in der Citatelle als Gefangene eingesperrt, theils erschlagen.

In dieser blutigen Sankt-Ferdinands-Nacht befand sich Sotello, der seine Guerrillasbande verlassen, den Befehl darüber einem Andern ertheilt und heim nach Saragossa geeilt war, in einer schrecklichen Aufregung. Er saß in seiner Behausung unferne des Fensters auf einem Stuhl, und blickte hinab in die von grellem Fackelscheine beleuchteten Straffen, wo gerechter Zorn Hand in Hand mit fluchwürdigem Wahn raste. In seiner Rechten hielt er einen Säbel, dessen Klinge im Gefechte

abgeschlagen worden, aus dem er so eben kam. So lange es galt die Unterdrücker der spanischen Freiheit, die Franzosen, zu bekämpfen, schwang er als edler und tapferer Spanier im dichtesten Gedränge die Waffen. Jetzt aber, als die entfesselte scheußliche Pöbelwuth gegen die Eingebornen raste, und unter dem Vorwande Franzosenfreunde und Landesverräther zu züchtigen, Männer erschlug, die durch ihre Würde, ihren Rang, ihre Tugenden, und durch ihr Vermögen im Besitze der öffentlichen Achtung standen, da flüchtete Sotello von Abscheu und Grauen erfüllt, in den Kreis seiner Familie zurück. Als er das, was geschah, seiner Gattin mittheilte, wurde diese so bleich wie eine weiße Rose, und warf sich in demselben Gemache, in welchem jetzt ihr Gemahl kampfermattet ausruhte, vor dem Bilde der heiligen Madonna auf die Kniee nieder, in einem inbrünstigen heiligen Gebete flehend, himmlische Mächte möchten dem Wahne Einhalt thun, der so viele Gräuel verübte, und einen ursprünglich reinen, heiligen Kampf so verabscheuungswürdig beschmutzte.

Jetzt drang das Angstgeschrei einiger Frauen und Kinder in das Gemach herauf, in dem Sotello in finstern Gedanken saß, während seine Gemahlin das fromme Gemüth in einem heiligen Gebet zu Gott erhob.

„O hilf! o rette!“ flehte da Maria, der die Hülferufe in den Straßen unten das gefühlvolle Herz verwundeten, den Gatten an, der bereits vom Stuhle aufgesprungen war, den abgeschlagenen Säbel weggeworfen hatte und mit einem spanischen Degen bewaffnet aus dem Gemache eilte.

Windschnell flog Sotello die Treppe hinab. Mit einigen Sprüngen hatte er das gegenüber liegende Haus erreicht, in welchem ein hoher spanischer Beamter

wohnte. Seine Gemahlin und zwei Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren standen auf der Schwelle, fielen, sobald sie Sotello ihren tapfern Nachbar erkannten, auf die Kniee nieder und flehten ihn an, den Gatten und Vater zu retten, der oben erschlagen werde. Sotello hatte genug gehört. In langen weiten Sätzen, wie der Panther springt, eilte er die breiten Steinzreppen hinauf, und stieß oben angelangt eine verschlossene Thüre ein, innerhalb welcher ihm das Klirren von Klingen den Ort bezeichnete, wo seine Hülfe von Nöthen seyn könnte. Sobald das Schloß dem gewaltigen Anprall seines Fußtrittes gewichen war, und er selbst mehr in das Gemach stürzte als trat, senkten die Kämpfenden die Waffen.

Der greise Beamte hatte sich hier mit seinen zwei Söhnen gegen einige Guerrillas vertheidigt, die Empecinado befehligte. Bei dem Anblick dieses Schrecklichen konnte Sotello den bestürzten Ausruf: „Du hier?" nicht unterdrücken.

Empecinado lächelte nach seiner häßlichen Weise, in welcher seine empor und herabgezogenen Lippen die Zähne zeigten. Stolz und kalt grüßte er dabei mit dem Haupte, und führte auch allsogleich einen wüthenden Hieb nach dem Beamten; der aber, von den Klingen seiner Söhne, die diese blitzschnell über dem silberweißen Scheitel des geliebten Vaters kreuzten, pariert wurde.

Rasch trat Sotello zu der Partei des Greises über, stellte sich, den langen spanischen Degen in der Faust, wie eine gewaltige Schirmmauer, vor den alten Mann und vor die ermüdeten Jünglinge hin, die diesen bis jetzt vertheidigt hatten, rufend: „Wer den Dreien feindlich naht, der hat es mit mir zu thun!"

„Sotello!" rief Empecinado wüthend mit dem Degen ein Zeichen machend, er möge Reue geben.

Statt der Antwort stellte sich Sotello in Fechtauslage.

Empecinado führte einen schrecklichen Streich, um Sotello den Degen aus der Hand zu schlagen. Dieser aber band in demselben Augenblicke als kunstgeübter Fechter die Klinge seines Gegners unter dem Stichblatte und entwand sie ihm mit einigen gedankenschnellen, kreisförmigen Bewegungen. Der Degen fiel auf den Boden — Empecinado war entwaffnet. Nicht erwägend wie schlecht es sich mit bloßen Händen gegen eine Klinge in so geübter Faust wie die Sotellos war, kämpfen lasse, stürzte er sich mit einem gewaltigen Satze auf Karlos. Leicht hätte ihn dieser niederstoßen können, da er aber nicht hieher gekommen war um Blut zu vergießen, sondern um zu r e t t e n, so warf er seinen Degen weg und packte Empecinado mit der Rechten an der Kehle, mit der Linken am Hüftgürtel. Das Ringen war kurz; denn Beide, gleich stark, stürzten nach einer fast übermenschlichen Anstrengung, in welcher Jeder es versuchte, den andern von sich zu schleudern, zu Boden. Hier umschlangen sich ihre Eisenglieder, als wollten sie sich Brust an Brust erdrücken.

Nach einigen Minuten ließen sich Beide wieder los, ohne daß Einer oder der Andere nur einen haargroßen Vortheil errungen hätte. Sie hatten sich Beide gepuft, gequetscht und gewürgt, und nur der Umstand, daß Keiner mehr fähig war Athem zu holen, machte ihrem Ringkampfe ein Ende. Als sie sich Anfangs auf die Kniee und dann völlig erhoben, lehnte sich Jeder mit dem Rücken an die Wand, das Kleid an der Brust öffnend und nach Luft und Athem ringend.

„Wir gewinnen einander nichts ab," brach Empecinado jetzt keuchend das Schweigen. „Ich begreife aber auch nicht weßhalb wir uns tödten wollen?"

„Wollte ich Dein Leben," entgegnete Sotello, „so hätte ich Dich durchstoßen, nachdem ich Dich entwaffnet."

„Weßhalb fielst Du mich aber an?" fragte Empecinado, der die Wahrheit von Sotellos Worten billigen mußte.

„Du hast mich angefallen."

„Weßhalb stelltest Du Dich mir in den Weg?"

„Weil ich nicht will, daß Du einen achtungsvollen Beamten und einen braven Familienvater tödtest."

„Redest Du dem da das Wort?" lachte Empecinado auf den Greis deutend, der neben seinen Söhnen stand und unbeweglich wie die Guerrillas dem Kampf der beiden Anführer zugesehen hatte.

„Ja diesem," bekräftigte Sotello. Ich kenne ihn als einen Ehrenmann."

„Und ich als einen Landesverräther, den ich tödten werde und wenn noch zehn Sotellos kämen, um ihn zu schützen."

Bei dieser blutdürstigen Versicherung hob Empecinado seinen Degen wieder auf, Sotello that ein Gleiches, und plötzlich den Ton, in dem er vorhin gesprochen, ändernd, rief er, einen Schritt gegen die Guerrillas machend: „Seid Ihr Meuchelmörder oder Verfechter der spanischen Freiheit?"

„Wir fechten für die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes und für Ferdinand VII.," lautete die Antwort.

So fordere ich Euch auf, augenblicklich dieses Gemach zu verlassen!" gebot Sotello. „Kehret die Waffen gegen den Feind im rechtlichen Streite, Stirne gegen Stirne, Klinge gegen Klinge, und brecht nicht

wie Strauchdiebe in die Häuser ein, wo ein edler Spanier dem Kreis seiner Familie lebt und täglich Gott mit den Seinen anfleht, der Sache unseres Vaterlandes den Sieg zu verleihen."

„Wie! das thäte der Mann?" fragten die Guerrillas.

„Ja, das thut er. Ich bin sein Nachbar und setze mein Leben für seine Ehrenhaftigkeit und Bravheit ein. Euer tapferer Anführer ward falsch berichtet. Deßhalb geht, ich habe mit ihm allein zu sprechen."

Die Guerrillas zögerten. Sotello aber zeigte in den offenen Raum der Thüre, die er vorhin eingesprengt, noch ein Mal rufend: „Geht! ich befehle es euch!"

Dieß Mal wurde seinem Befehl Folge geleistet. Empecinado aber, dessen Wuth immer höher stieg, wendete sich um und wollte seine Leute zurück rufen. Sotello ergriff jedoch rasch seine Hand, flüsterte ihm zu: „Fürchtest Du Dich, mit mir allein zu seyn?" und zog ihn in ein Nebenzimmer, das er hinter sich und ihm durch das rasche Umdrehen eines Schlüssels verschloß.

„Da bei Dir weder Vorstellungen noch Bitten frommen," sprach jetzt Sotello, „so sage ich Dir kurz, daß ich es nicht dulde, daß Du dem Greise und seinen Söhnen ein Haar krümmst."

„Wir werden also fechten?"

„Wenn Du es so willst — ja, und zwar ernstlich! Du bist ein wildes Thier; denn der Verlust Deines Vaters und Bruders hat aus Dir eine reißende Bestie gemacht. Diese Beiden starben als Märtyrer, und willst Du sie jenseits wieder sehen, so hättest Du Dich anders betragen müssen. Denkst Du denn nicht,

Wahnsinniger! daß die Gattin des Beamten und ihre Töchter den nämlichen Schmerz empfinden werden, wenn Du ihnen den Gemahl, den Vater, die Söhne und die Brüder tödtest? Wer Verlurste wie Du erlitten, der ist gewöhnlich mitleidig in der Erinnerung der eigenen Schmerzen. Ich sah ein Mal einen Mann weinen, der einen Stelzfuß hatte, als er vernahm, daß man eben einem Verunglückten der Fuß amputirt habe. Er erinnerte sich an das, was er selbst gelitten, und schauderte deßhalb vor den Schmerzen, die nun der Andere leiden sollte. Gerührt und den braven Mann ehrend, drückte ich ihm die Hand. Hätte er aber eine wilde Freude geäußert, daß ein Anderer sein Unglück theile, so würde ich in dem mit dem Stelzfuß den Krüppel vergessen und ihn in's Gesicht geschlagen haben. Beherzige das und sey menschlich!"

„Du bittest also für den Beamten um Gnade," lachte Empecinado.

„Bitten? — Nein, ich befehle Dir den Mann in Ruhe zu lassen. Wer Dir ihn als einen Landesverräther bezeichnet, der ist ein Lügner und ich verbürge mein Ehrenwort, für seine Unschuld. Wer mein Wort in Zweifel zieht, ist ein Schuft!"

Empecinado, der eigentlich nur einen Franzosenfeind erschlagen wollte, gewann durch die Verbürgung von Sotellos Ehrenwort die Ueberzeugung, daß er auf dem Punkte stand, eine schreiende Ungerechtigkeit zu begehen, und die Worte: „Nun, wenn Du Dich als Nachbar für ihn verbürgst, so mag er leben!" fielen langsam und gedehnt von seinen Lippen. Der Ton, in welchem jedoch Sotello mit ihm gesprochen, und besonders die Worte: ich befehle Dir, ärgerten ihn

so sehr, daß er für die ihm angethanene Beleidigung Genugthuung forderte.

Sotello, vorher des Sieges sich bewußt, sobald ihm Empecinado mit dem Degen entgegen treten würde, lehnte die Herausforderung mit den Worten ab: „Jeder Spanier gehört jetzt dem Vaterlande allzu sehr an, als daß man sich um einige beleidigende, am Ende nicht ein Mal böß gemeinte Worte, tödten sollte. Wir Beide sind stark, deßhalb schlage ich vor, daß wir statt uns selbst anzufallen, unsern Muth in ehrenvollem Streite gegen den Feind bewähren sollen. Wer sich mehr hervor thut, der hat gewonnen, und der Andere sey gehalten ihm zuerst versöhnend die Hand zu reichen.

„So sey es!" rief Empecinado und sein Auge flammte glühend, indem er die kühnen Thaten erwog, die er in diesem Wettstreite zu vollbringen hoffte. Einige Minuten später verließ er das Haus und der Beamte und seine Familie war gerettet.

Ermuthigt von diesem Gelingen entwand sich Sotello der Umarmung des Greises und der seiner Söhne und eilte hinaus in die von lodernden Fackeln erhellte Mordnacht. Noch einige Mal gelang es dem Wackern Unschuldige dem Tode zu entreißen, doch das Unheil das er angerichtet sah, und das nicht mehr gut zu machen war, erfüllte ihn mit Entsetzen. In einem jener Häuser, wo der Wahn alles erschlagen hatte, was Leben hielt, warf sich Sotello auf die Kniee nieder rufend: „O Herr und Gott, verzeih den Wahnsinnigen, sie wissen nicht was sie thun!" Die stolzen Gefühle, die anfänglich in dem Streite für Freiheit und Unabhängigkeit seine Brust geschwellt hatten, lösten sich in starre Schrecken auf; denn er konnte sich nicht denken wie aus so viel Blut, Thränen,

Elend und **Unmenschlichkeit**, das reine, heilige Bild der **Freiheit** erstehen sollte.

Finster, und körperlich wie geistig erschöpft und müde, kehrte Sotello als sich der Himmel im Osten färbte und die Dämmerung mit der nun rasch folgenden Tageshelle die Schrecken dem Auge bloß legte, die das Dunkel der Nacht verhüllt, heim zu der Gattin die ihn unter Bangen erwartete.

An diesem Tage, welcher der **Sanct-Ferdinands-Nacht** folgte, blieb der Himmel trübe umwölkt, als scheue sich die reine Sonne aus den Wolken hervor zu treten und die verübten Gräuel zu schauen.

Zehntes Kapitel.

Die heilige Jungfrau del Pilar.

In der Ahnung, daß die **blutige Sanct-Ferdinands-Nacht** bald zahlreiche Feinde auch vor Saragossas Mauern versammeln werde, berief alsogleich der Generallieutenant Mori eine Junta aus den angesehensten Personen zusammen und lud den General J. Palafox zum Rathe ein. Dieser Feldherr, der das allgemeine Vertrauen besaß, wurde nun durch den Ausspruch der Junta zum Generalcapitain ernannt. Blinder Gehorsam trat jetzt an die Stelle der Unordnung und ganz Arragonien erkannte den General Palafox als Stadthalter an. Da es an Linientruppen und auch an hinreichendem Geschütz fehlte, denn man hatte nur sechszehn Stück, bildete Palafox eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren.

Eine dieser Schaaren bestand aus den Studenten der Universität, unter welcher der nachmals so berühmte General **Mina** diente.

In Saragossa sah es nun so lebendig aus wie in einem Ameisenhaufen; Pulver wurde bereitet und mit unglaublicher Thätigkeit legte man Verschanzungen an und schmiedete Waffen. Jene spanischen Regimenter, die mit den französischen Besatzungen in Pampelona und in Madrid vereinigt waren, lösten sich auf und eilten nach Saragossa. Ein Gleiches thaten auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcala.

Während all' dieß geschah, rückte der französische General Levebre Desnouettes von Pampelona über Tudela gegen Saragossa vor. In einem heftigen Gefechte schlug er die Truppen die ihm Palafox entgegen stellte.

Den 16. Juni drang die französische Vorhut in die Stadt ein. Sobald sie aber die Entschlossenheit der Bürger wahrnahm, mit welcher sich dieselben zur Vertheidigung anschickten, zog sie sich wieder zurück.

Nun verschanzten sich die Einwohner und Alles, was eine Schaufel handhaben, eine Haue und Axt schwingen und einen Karren schieben konnte, arbeitete auf den Wällen, so daß in der kurzen Frist von vier und zwanzig Stunden das vorhin offene Saragossa hinlänglich gegen einen feindlichen Angriff geschützt war.

Palafox faßte nun den muthigen Entschluß mit 8000 Mann zusammen geraffter Truppen das Freie zu behaupten. Er mußte sich jedoch nach einem Gefechte in welchem die Spanier einen seltenen Heldenmuth bethätigten, wieder hinter die Bollwerke der Stadt zurück ziehen.

Jetzt rückte das Belagerungsheer heran, und in einigen Stunden war Saragossa völlig eingeschlossen. Da die Strassen dieser Stadt fast alle enge und winke-

lig, die Häuser alt aber fest und stattlich gebaut waren, so bot Saragossa auch von innen furchtbare Vertheidigungsmittel, und sah man die Rüstungen und Verschanzungen welche jeder Hauseigenthümer traf, so gewann man die Ueberzeugung, daß Jeder entschlossen sey sich unter den Trümmern seines Eigenthums zu begraben.

Indem nun die fruchtreichen Ebenen, die sich um die belagerte Stadt, deren Fall man beschlossen hatte, ausdehnten, von den Feinden bedeckt waren, veranstalteten die Spanier einen frommen Zug zu der berühmten Kirche Neustra Seuora del Pilar.

Mit gläubigem Herzen wallfahrteten Krieger und Frauen, Kinder und Greise, zu dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, das hoch auf einer Säule von feinem Jaspis stand.

Unter denen, die vor diesem Gnadenbilde knieeten, befand sich auch Sotello und seine Gemahlin, um Schutz und Hülfe in der höchsten Bedrängniß flehend.

Während dieser frommen Huldigung ließen plötzlich die feindlichen Kanonen ihren Donner vernehmen, und die ehernen Bälle des Verderbens fielen rasselnd auf das Dach der Kirche nieder in welcher die Andacht abgehalten wurde. Der Geistliche segnete die Knieenden; dann eilte er selbst, ein Kruzifix in der Hand, nach der Mauer hin wo bereits gestürmt wurde. Ein dichter Pulverrauch bedeckte bald die Scene; Alles schwang die Waffen und Jeder suchte dem Andern so viel Schaden zuzufügen als nur immer möglich war.

Nach mehreren vergeblichen Angriffen erstürmten die Franzosen, vierhundert Polen an der Spitze, das Kloster St. Joseph, welches aragonische Bauern vertheidigten. Hierauf das Kapuzinerkloster und den Monte

Torrero; sämmtliche Punkte lagen außerhalb der Stadt. Sobald der Sturm vorüber war, wurden zwei Befehlshaber, die an den bezeichneten Orten der Uebermacht weichen mußten, von den erbitterten Einwohnern einstimmig nach dem Standrecht zum Tode verurtheilt und erschossen.

Vergeblich stürmte der Feind in den folgenden Tagen mehrere Thore. Er wurde überall erfolgreich zurückgeschlagen und die täglichen Ausfälle wie der kleine Umzug mit den Guerrillasbanden störte den Fortgang seiner Belagerungsarbeiten.

Sotello hatte während der Vertheidigung des Thores, das auf die Brücke führte die sich über den Ebro wölbte, Wunder der Tapferkeit gethan. Eine Stunde lang schoß er ohne Unterbrechung aus den Fenstern seines Hauses, das, wie schon erwähnt, hart an die Brücke und an das Thor stieß, und Maria that wie sie einst erwähnt. Sie und Sotellos Diener luden die Flinten mit welchen sich Carlos wie mit Pulver und Blei hinlänglich versehen hatte. Einige Mal trocknete ihm Maria den Pulverruß vom schweißbedeckten Gesichte und als jetzt eine Kugel neben seinem Kopf in die Wand einschlug und ihm den Kalkstaub in die Augen warf daß er nicht sehen konnte, so feuerte sie, sobald sie sich überzeugt hatte, daß er nicht verwundet sey, statt seiner auf die Feinde und setzte sich kühn wie ihr Gatte den Kugeln derselben aus.

„Was gibt's?“ fragte Sotello noch immer beschäftigt sich den Staub, der ihn blendete, aus den Augen zu wischen, als sich der Waffenlärm unten furchtbar steigerte.

„Die Besatzung macht einen Ausfall,“ gab jetzt Maria zurück, die nun zu schießen aufhörte, um nicht

etwa in dem Handgemenge, das sich bereits entsponnen, einen Spanier statt eines Franzosen zu treffen.

„Wer führt unsere Leute an?“ fragte Sotello.

„Ich kann's nicht unterscheiden,“ entgegnete Maria, die sich vergeblich anstrengte durch den Pulverdampf zu blicken. „Doch warte — ja er ist's!“

„Wer?“

„Don Juan Martin. — Ha, wie er kämpft!“

„Empecinado?“

„Nein; Don Juan Martin.“

„Der und Empecinado sind ein und dieselbe Person,“ entgegnete Sotello.

„O heilige Madonna!“

„Was siehst Du?“

„Don Juan Martin oder Empecinado, wie Du ihn nennst, ist gefallen.“

„Ist er todt?“

„Nein, er setzt den Kampf noch auf den Knieen fort. Der Beamte, unser Nachbar, und seine beiden Söhne vertheidigen ihn.“

„Edler Greis! wackere Jünglinge!“ rief Sotello, riß jenes Schwert von der Wand, womit er schon oft in der Arena den wilden Stier aus der Siera-Morena gefällt, und stürzte aus dem Zimmer.

Gleich darauf erschien Sotello's hohe, kräftige Gestalt mitten im Gedränge. „Für die heilige Jungfrau del Pilar!“ rief er und hatte sich bald mit einigen Kühnen den Weg bis zu Empecinado gebahnt, den bereits die Feinde an den Haaren und Armen ergriffen hatten und mit fortzerrten. „Schont Euch, tretet zurück!“ rief Carlos dem greisen Beamten zu, der mit seinen Söhnen den noch immer vertheidigte, der ihm

in der Sanct-Ferdinands-Nacht das Leben nehmen wollte.

Sobald Empecinado den tapfern Sotello und mit diesem die Hülfe so nahe sah, sprang er, all seine eiserne Kraft zusammen nehmend, trotz der Fäuste, die ihn nieder zu drücken suchten und der Wunden die er bereits erhalten auf, warf die Feinde von sich wie ein ergrimmter Leu die Hundemeute und stürzte einen derselben kopfüber über die Brücke in den Ebro hinab. Dem Nächsten die Muskete entreißend, führte er schreckliche Streiche, plötzlich aber warf ihn ein Bajonettstich nieder, und ohne Sotello wäre er jetzt rettungslos verloren gewesen. Auf eine furchtbare Weise entwickelte aber dieser jetzt seiner Gelenke Kraft, und von seinem muthigen Beispiel begeistert, focht Jeder der an seiner Seite stand wie ein Held. Die Feinde wurden über den Ebro zurück geworfen und Empecinado, blutend und bewußtlos in Sotellos Haus getragen.

Als er dort wieder zu sich kam, blickte er wie ein aus einem bösen Traum Erwachender um sich, und als sein Auge zuerst dem bl ichen Gesicht des Greises begegnete, der ihn so muthvoll auf der Brücke vertheidigte und gegen den er einst von blindem Wahn ergriffen so freventlich gerast, senkte er beschämt die Augenlieder. Dieß Mal überwand das ursprünglich Gute das noch in seiner Brunst nach so schweren Verirrungen und Sünden zurück geblieben war, den Stolz und die Härte seines Gemüthes. Er bat dem Greise das ihm zugefügte Unrecht ab und reichte auch Sotello, der jetzt an sein Lager trat, versöhnend die Hand.

Als sich der Beamte gerührt entfernt hatte, ließ sich Sotello an dem Bette, auf welchem Empecinado wundkrank lag, auf einen Stuhl nieder, ergriff seine Hand

und benützte diese Stimmung, in welcher sich sein Gast befand, vor dem er schon oft Gelegenheit hatte zurück zu schaudern. Der Wahrheit seiner Worte und dem liebevollen Ton, in dem er redete, gelang es die starre Rinde zu schmelzen, die sich hart wie Stahl um Empecinados Herz gewunden hatte. Der Schreckliche, der sich im ächten Sinne des Wortes im Blute gebadet und auf meuchelmörderische Weise hundertfältigen Tod gegeben hatte, wurde gerührt; es überkam ihn eine so fromme, heilige Stimmung, wie in seinem Jünglingsalter, wo er noch rein von schwerer Schuld das Auge zu dem tiefblauen, südlichen Himmel erheben konnte. Er fühlte, daß er sich an der Liebe, die der Herr in seinen Geboten predigt, schrecklich verging, und marternde Zweifel, ob er je wieder Vergebung erhalten werde, erschütterten seine Brust. Ein tiefer, gewaltiger Schrecken und ein bis im Herzen empfundener Schauer malte sich in seinen Zügen ab; seine Hände falteten sich zitternd, und die Frage: „wird mir der liebe Gott je vergeben?" fiel zögernd und unter Beben von seinen Lippen.

„Ist deine Reue aufrichtig, und beweisest Du das durch die Bekämpfung Deiner Leidenschaften und besonders durch Deine fernere Handlungsweise, so wird Dir der Herr nach vorausgegangenem Bekenntniß und Bußer auch seine Gnade in dem Grade wieder zuwenden, in welchem Du sie verdienst. Das aber muß ich Dir unter tiefer Trauer gestehen," fuhr Sotello, die Stirne in düstere Falten legend, fort, daß solche Thaten wie Du sie und mit Dir Tausende verübt, der Reinheit unseres Kampfes schaden und den Segen davon entfernen. Viele Unschuldige werden büßen müssen, was die Schuldigen von sträflichem Haß und Wahn ver-

blendet, vollbrachten und die Edelsten und aufopfernsten Anstrengungen werden fruchtlos verwehen wie der Rauch im Winde. Mich ängstigen die Ahnungen böser Zeiten die sich bald einstellen werden und so weit ich auch mein Auge in die Zukunft hinausschweifen lasse, so erblicke ich nur Leichen, Blut, Thränen, Zwiespalt und namenloses Elend!" Sotello schwieg und sein Auge blickte so starr und so weissagend wie das eines Sehers.

Empecinado, der in diesem Momente dasselbe fühlen mochte, schwieg auch, und als er endlich die verhängnißvolle Stille des Gemaches unterbrach, in welchem Alles noch den Kampf mit den Stürmenden verrieth, so schwur er sich zu bessern, in sich zu gehen und die Gnade Gottes, die er verloren, wieder zu suchen.

„Halte Wort!" sprach Sotello, und diese Worte drangen wie ein Posaunenstoß des jüngsten Gerichtes zu Empecinados Gehör.

Während die Entkräftung den Verwundeten noch an das Schmerzenslager fesselte, begehrte er oft nach einem Geistlichen, so daß sein Gemüth, gleich seinem verwundeten Körper, einer baldigen Genesung entgegen athmete.

Seit der Sanct-Ferdinands-Nacht sah man an Sotello selten mehr ein heiteres Gesicht. Er blieb ernst, finster und in sich gekehrt. Seit geraumer Zeit hing auch Maria's Guittare bestäubt an der Wand; denn die Zeit war eine zu ernste geworden als daß man in die Saiten greifen und singen mochte.

Trotz der von außen immer mehr anschwellenden Gefahr, belebte jedoch noch immer jedes Herz eine glühende Vaterlandsliebe und ein noch glühenderer Drang,

im Befreiungskampfe zu fechten und kühne Thaten zu vollbringen.

Endlich erhielt Saragossa am 2. August eine Verstärkung von zweitausend Mann und einigen Kanonen. Mit einer schrecklichen Erschütterung flog an diesem Tage der Pulverspeicher am Casso in die Luft und am 3. dieses Monats wurde die belagerte Stadt aus allen feindlichen Geschützen beschossen. Breschen erleichterten den Sturm der Angreifenden und schon den 4. August drangen die Polen, obgleich mehrmals zurückgeschlagen, in das Kloster Sanct Emgracia ein und setzten sich in der Strasse gleichen Namens fest.

Nun begann der Häuserkrieg und in dem Theil der Stadt, wo das große Siechenhaus lag, wütheten Plünderung, Mord und Brand. Viele Familien flüchteten sich in die Kirche zur heiligen Jungfrau del Pilar. Unter diesen befand sich auch Sotello und die Seinen; denn sein Haus hatten die feindlichen Kanonenkugeln übel zugerichtet.

Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Casso, in der entgegen gesetzten aber fochten die Aragonier mit glühender Erbitterung. Durch Gelübde und Beispiel feuerten die Priester den Muth der Kämpfenden an. Weiber und Jungfrauen pflegten die Verwundeten und stellten sich nicht selten in die Reihe der Kämpfer, wenn sie den Gatten, den Vater, den Sohn oder Bruder in Gefahr sahen. Eine Spanierin, deren Mann ein Geschütz bediente, und neben demselben von einer feindlichen Kugel zerschmettert wurde, ergriff, nachdem sie den Schmerz mit dem Stolz und der Energie ihres Willens bekämpft hatte, nach der brennenden Lunte, die seine erstarrte Hand jetzt noch hielt, und bediente statt seiner die Kanone. Oft sieht

man in der neuesten Zeit dieses Bild in einer gelungenen, vortrefflichen Gruppe, über welche ein spanischer Mönch mit ausgestrecktem Arme ein Kruzifix hinhält.

Verderben drohte nun auch der Neustra Seuora del Pilar, und um dieses Heiligthum zu schützen, in welcher das wunderthätige Bild der heiligen Inngfrau auf der Jaspissäule sich erhebt, eilte Alles, was die Waffe führen oder irgend einen Dienst leisten konnte, nach der Kirche hin. Dieser Stellung und diesem frommen gläubigen Vertrauen verdankte Saragossa damals seine Rettung. Hier wurden Waffenthaten vollbracht, die an die Zeiten der Numantia und Sagunts erinnerten. Die Feinde wichen zurück und begnügten sich, ein Haus nach dem andern mit Sturm zu nehmen.

Die Spanier schlugen sich so erbittert und mit einer so verzweifelten Energie und Kraft, daß die Franzosen vom 4. bis 14. August nur vier Häuser gewinnen konnten. Ein einziges kostete ihnen einen sechstägigen Kampf.

Der französische General Verdier leitete jetzt an Lefevre's Stelle die Belagerung, als die Niederlage der Franzosen bei Baylen, die Flucht Josephs I. aus Madrid, der Rückzug des französischen Heeres aus Vittoria und das Vorrücken der spanischen Truppen von Valencia zum Entsatz der Stadt, die Franzosen nöthigten die Belagerung in der Nacht vom 14. bis zum 15. August aufzuheben.

Napoleon, den die Sorgen seines weitläufigen Reiches und die Nothwendigkeit, über Europa ernste Wache zu halten, bestürmten, war nach Frankreich abgereist, und eben als Saragossa, das er verloren glaubte, wie ganz Spanien frei sich wieder erhob, verkündete der Donner der Kanonen, die zur Feier seines Ge-

burtsfestes abgebrannt wurden, die Ankunft des großen Kaisers in Paris. An eben diesem Tage verließ seine kolossale, aus dem Metall der bei Austerlitz erbeuteten Kanonen gegossenen Statue die Werkstätten von Saint-Baureot um bald darauf die Triumphsäule auf dem Platze Vendôme zu zieren.

In dieser Nacht, in welcher das so hart bedrängte Saragossa frei wurde, warfen die Franzosen ihr schweres Geschütz in den Kanal und zogen eilig ab. Als die Sonne aufging hatten die Spanier keinen Feind mehr vor ihren Mauern. Freudetrunken fielen sie sich in die Arme und der donnernde Jubelruf: „Es lebe die heilige Jungfrau del Pilar, und der tapfere General Palafox!" stieg tausendstimmig von den meist eingestürzten Mauern Saragossas zum tiefblauen Himmel empor.

Das, was in diesen Tagen in Spanien geschehen, bewies, daß die Franzosen nicht unüberwindlich seyen, und als Napoleon die Nachricht hievon erhielt, rief er in furchtbarer Gemüthsbewegung aus: „Ha! mit meinem ganzen Blute möchte ich sie auslöschen diese Schmach!" —

Eilftes Kapitel.

Die Todtenstadt.

Während nun in der Zeitfolge Napoleon drei Heeresabtheilungen ausrüstete, Kerntruppen, von einem berühmten Marschall angeführt, um das stolze Saragossa zu unterwerfen, arbeitete Palafox thätig an der Befestigung der wiederholt bedrohten Stadt. Da die Zeit zu kurz war um große Werke kunstmäßig anzulegen, ließ er mehrere Klöster in Cittatellen umschaffen, die

alten Mauern ausbessern, Schulterwehren anlegen und Schanzen bauen. Auf seinen Befehl zog man Umpfählungen und einen fünfzehn Fuß tiefen und ein und zwanzig Fuß breiten Graben um die Stadtmauer herum.

Alle Häuser wurden mit Schießscharten versehen, und in den wichtigsten Straſſen zog man Querwälle, so daß jede zusammenhängende Häuserreihe zu einer Schanze wurde. Zugleich rief der umsichtige General Palafox alle junge Mannschaft aus der Umgegend zu den Waffen, und so nahm denn nach vier Monaten die zweite Belagerung Saragossas wieder ihren Anfang.

Mit begeisterter Thätigkeit regte sich der spanische Muth auf's Neue, und Jeder arbeitete an der Befreiung des Vaterlandes nach seinen Kräften. Niemand war unthätig. Die Weiber verfertigten Uniformen und Verbandzeuge, und die Mönche goßen Kugeln und machten Patronen.

Da sich in Saragossa hundert sechzig Feuerschlünde befanden, so bereitete man bei einem ungeheuern Vorrath von Salpeter, täglich das nöthige Pulver, damit nicht wieder wie früher ein Speicher in die Luft fliege. Die Stadt war auch gut verprofiantirt; denn Palafox hatte Lebensmittel für fünfzehn tausend Mann auf sechs Monate herbei geschafft. Ueberdieß waren auch die Klöster an Vorräthen reich, und jeder Einwohner hatte sich mit dem Nöthigen versehen.

Als die Spanier am 23. November bei Tudela eine furchtbare Niederlage erlitten, bildete der General Palafox aus den zerstreuten Soldaten, die er nach Saragossa zog, ein neues Heer, so, daß seine Besatzungsmannschaft nun aus 30,000 Streitern, nebst 1500 Mann

Artillerie, 800 Mann Sapeurs und vielen zahlreichen und wohlbewaffneten Bauernhaufen bestand.

General Palafox hatte auch in bürgerlichen Sachen den Oberbefehl übernommen. Jedem Einwohner stand es frei, Saragossa zu verlassen. Keiner aber machte von dieser Gunst Gebrauch. Vielmehr flüchteten die Leute der nächsten Umgebung, so lange es thunlich war, in diese Stadt, wo Jeder entschlossen war zu siegen oder zu sterben. Bevor sie sich um ein Quartier umsahen, eilten sie in die Kirche und beteten zu der heiligen Jungfrau del Pilar.

Mit jedem neuen Morgen konnte nun der Feind vor der Stadt erscheinen. Gar wohl wußten die Spanier, daß die Franzosen nun furchtbar Ernst machen würden; denn Napoleon, stets gewohnt, seine Adler siegreich wehen zu sehen, bot alles auf, um das stolze Saragossa zu zertrümmern, das so kühn war, seinem Riesenwillen Trotz zu bieten. Je mehr der Haß gegen die fremde, aufgedrungene Herrschaft sich in allen Herzen regte, je höher stieg auch der Muth der Spanier. Stolz blickten die Bewohner von Saragossa auf ihre so rasch und so furchtbar befestigte Stadt, und wie auf dem Gemeindehause, so schwuren sich auch die Nachbarn, saßen sie Abends beisammen, feierliche Eide, bis zum Eintreten des Todes zu kämpfen, sich durch keinen Verlust entmuthigen zu lassen, und eher den eigenen Heerd zu verbrennen oder in die Luft zu sprengen, als es dem Feinde zu überlassen. Eine reine, heilige Begeisterung für Vaterlandsliebe und für Nationalität wehte jetzt durch alle Gemüther. Einig wie ein Mann war die ganze Besatzung und wie in Saragossa, so dachte man auch in ganz Spanien.

Sotellos Haus, das bei der ersten Belagerung einen namhaften Schaden gelitten, war völlig wieder ausgebessert. Ein sechs Schuh dicker Erdwall vereinigte es mit den gegenüber liegenden Häusern und mit einem der Brückenköpfe, den die Sapeur aufgeworfen, wie auch mit den Bollwerken des Thores. Die Fenster waren von innen mit Gebälk und Steinen verrammelt, nur hier und dort eine Schießlücke bietend, und ein Kellergewölbe, trocken und wohnlich, wurde für die Kindsfrau und für den kleinen Antonio eingerichtet. Inbrünstiger als je, betete Maria, als sie aber den Pflichten der Christin und den Gefühlen ihres von reinem, heiligen Glauben erwärmten Herzens Genüge geleistet, zeigte ihr Antlitz den Muth und die Entschlossenheit eines Kriegers.

Bevor noch das Verhängniß Saragossa umzog, erlebte Sotello und die Seinen eine unverhoffte Freude. Sie saßen nämlich eines Abends in einem der zu Schanzen und Rüstkammern umgewandelten Gemächer ihres Hauses. Auf eine magische Weise beleuchtete die auf dem Marmortisch stehende Lampe die Flinten, Säbel, Aexte, und die aufgehäuften frisch gegossenen Kugeln, während durch die Schießlücken der fest verrammelten Fenster, die Sterne und der Mond herein flimmerten. Schwermüthig rauschten unten die Wasser des Ebro, und da Maria die Stirne ihres Gatten finster umwölkt sah, nahm sie nach langer Zeit zum ersten Mal wieder die Guittare von der Wand, blies den Staub von den Saiten und gleich darauf rauschten harmonische Klänge durch das ernste Gemach, das außer einer Madonna kein Gemälde schmückte.

Sotello schenkte ihrem Spiel anfänglich nur eine zerstreute Aufmerksamkeit; sobald sich aber die reine Sil-

derstimme der Gattin in die Klänge mischte, so erhob er das in schwermüthigen Gedanken gesenkte Haupt, und je länger er in die schönen, edeln Züge der jungen Mutter blickte, je heiterer wurde sein ehevor so finsteres Antlitz. Plötzlich aber ergriff ihn eine namenlose Angst und er wünschte Weib und Kind während der Dauer des verzweifelten Kampfes, der hier bald rasen sollte, hinauf auf den Montserrat. Bei diesem geheimen Wunsche entrang sich ein gepreßter Seufzer seiner Brust, und als Maria fragte, was ihm fehle, so vertraute er ihr ohne Rückhalt was er eben gedacht.

„Ueber diesen Punkt," sprach da Maria, „habe ich mich gegen Dich schon hinlänglich erklärt, und Dir wie ich denke auch bewiesen, daß ich eine Spanierin bin, die so viel Muth und Kaltblütigkeit hat, um jegliche Gefahr mit dem Vater ihres Kindes, dem geliebten Gatten, zu theilen."

Carlos wollte antworten, Maria aber verschloß ihm mit der Hand lächelnd den Mund und sagte in einem Tone der innigsten Ueberzeugung: „Ich glaube nicht, Carlos, daß Dein Bruder unthätig auf dem Montserrat in der geborgenen Einsiedelei bleiben wird, während es hier unten Sterbende zu trösten, Kranke zu pflegen und Entmuthigte wieder zu begeistern gibt."

Während sie diese Worte sprach, wurde die Thüre des Gemaches, in welchem die Gatten saßen, aufgethan, und als Beide jetzt die Köpfe wendeten, riefen sie wie aus einem Munde: „Francisko!"

„Der Herr sey mit euch!" sprach der fromme Jüngling, den die Liebe zum Vaterlande aus der Einsiedelei von St. Hieronymo niedersteigen hieß.

„Was führt Dich vom Montserrat nach Saragossa?“ fragte Sotello, indem er sich erhob und dem Bruder die Hand zum Willkomm reichte.

„Die Pflicht und die Gefahr, die Saragossa droht.“

„Nun, Carlos, was sagte ich eben?“ sprach Maria. Sotello wechselte mit der Gattin einen Blick des Einverständnisses und fragte dann den Einsiedler, wie lange er hier zu bleiben gedenke.

„So lange bis Saragossa durch die Gnade Gottes frei oder nach seinem unerforschlichen Rathschlusse untergehen wird. Saragossa, die Hauptstadt Aragoniens, ist nun für ganz Spanien zu einer wahren Schirmcitatelle geworden, und ich möchte sagen, was hier geschieht, geschieht für's ganze Land.“

„Glaubst Du an unsern Sieg?“

„Ich flehe um denselben zu dem Herrn,“ entgegnete der Einsiedler dem Bruder. „Schwere Unthat geschah oft während der entbrannten Kämpfe, und sollte auch Saragossa als ein Sühnopfer für frevelhaft begangene Blutschuld fallen, so wird sich doch — mir ahnet es — aus seinen Trümmern der Genius der Freiheit wieder erheben. Deßhalb nur Muth und Gottvertrauen!“

Lange saßen an diesem Abende Maria, Sotello und dessen Bruder beisammen. Der kommende Tag zeigte ihnen die Feinde vor den Mauern. Die Beschießung der Stadt begann, und während nun täglich Kanonenkugeln und Bomben nach Saragossa geschleudert wurden, rückten die Arbeiten der Belagerer immer merklicher der Stadt näher. Durch fortwährende Ausfälle zerstörten die Spanier manche dieser Arbeiten. Der ungewöhnlich trockene Winter begünstigte aber die Feinde so, daß das, was zerstört wurde, in einigen Tagen

wieder und fester stand. Die milde Witterung brachte aber in der Stadt Seuchen hervor.

Am 9. Januar hatte der Feind acht Sturmbatterien aufgeworfen. Der Donner der Kanonen war betäubend. Nach einigen Stunden stürzte mit einem schrecklichen Schlage das Kloster St. Joseph zusammen. Die Trümmer desselben wurden jedoch erst am 19. von dem Feinde mit Sturm genommen, und nun begann der blutige Häuserkrieg, der drei und zwanzig Tage dauerte.

Die Gattin und den Bruder mit sich fortreißend, denn die Feinde stürmten in wogenden Haufen über die Brücke, ergriff Sotello eine brennende Lunte und zündete rasch den Schwefelfaden an, der in das Erdgeschoß seines Hauses und nach dem Brückenkopf hinüber führte.

„Unglücklicher, was machtst Du?" rief Maria, schneebleich werdend.

„Ich sprenge das in die Luft, was ich nicht mehr vertheidigen kann," sprach Sotello sie mit Gewalt fortreißend.

„Und unser Antonio?"

„O heilige Madonna!" rief da Sotello seines Kindes gedenkend, das sich bei der Wärterin im Keller befand. Sein Auge blickte wie das eines Geistesirren nach dem brennenden Schwefelfaden hin, dessen Flämmchen forthuschte wie ein Irrwisch über den Moorgrund. Jetzt verschwand es. Eine feurige Lohe brach in dem nächsten Augenblicke aus dem Hause des unglücklichen Vaters empor; nun folgte ein betäubender Knall, eine erdbebenartige Zuckung bewegte die Erde, Sotello, Francisko und Maria stürzten zu Boden, und als sie wieder die Köpfe erhoben, schwebte schwer und langsam eine pechschwarze, riesige Rauchwolke über den zusam-

men gestürzten Trümmern und über einer Menge erschlagener Feinde."

Einen wilden, schrecklichen Schmerz in der Brust, zog Sotello, den Bruder und die arme Mutter, die ihr Kind verloren, mit sich fort, und als er die Mitte der Stadt erreichte, wo sich die Einwohner Saragossas zu einem furchtbaren Widerstande gerüstet hatten, sank er erschöpft und wie ein aufgegebener Mann auf das Pflaster hin. Sein Gesicht drückte so viel Unglück und Schmerz aus, daß Maria trotz des eben erlittenen Verlustes zu ihm nieder kniete, ihm den Angstschweiß von dem todtenbleichen Antlitz trocknete und vereint mit seinem Bruder ihn zu trösten suchte. Das that die liebende Mutter, sie, die selbst so sehr des Trostes bedurfte.

„Dem Kinde ist wohl!" sprach Francisko, der vor Erschütterung und Rührung selbst kaum zu sprechen fähig war; „denn es starb als ein schuldloser Engel!"

Sotello erhob sich; seine Kraft schien gebrochen. Heiße Thränen rannen über sein Antlitz, so kalt und so unbeweglich wie Marmor, und der Gattin, die neben ihm stand, die Arme öffnend, in die sich dieselbe schluchzend warf, weinten die unglücklichen Aeltern, Brust an Brust und Wange an Wange, die bangen schmerzerfüllten Herzen aus.

Als das erste blutende Wehe männlich niedergekämpft war, wurde Sotello von seiner muthigen Natur zu kühnen Thaten entflammt. Dieses Gefühl ward stets mehr aufgestachelt, je mehr sein Auge dem Elend begegnete. Hier raufte sich ein Weib über der Leiche ihres Mannes in wildem Schmerz die Haare; dort zog ein Greis den gefallenen Sohn an die mit namenlosem Wehe erfüllte Brust. Hier lief ein Kind durch die

Straßen, weinend und jammernd nach den Aeltern rufend, die das Geschütz der Feinde zerschmettert hatte. Die Sturmzwinge der Franzosen, die das Kloster St. Eugracia bedrohte, richtete einen schrecklichen Schaden an. Sotello rief: „Freiwillige, heraus!" und stürzte sich mit vielen Muthigen, die sich während einiger Minuten um ihn gesammelt, dieser Verderben ausspeienden Schanze entgegen. Nach einem verzweifelten Kampfe gelang es ihm mit seinem verwegenen Haufen die feindlichen Geschütze zu vernageln. Er hatte Wunder der Tapferkeit gethan und als er nach dem Wagestück wieder zurückkehrte, rief man begeistert den Namen Carlos Sotello, der mit einer so kalten, schrecklichen Todesverachtung das Schwert in den dichtesten Feindesreihen geschwungen. Gleich ihm kämpften an diesem blutigen Tage die meisten Spanier mit seltenem Heldenmuthe und dennoch sollten alle ihre Thaten, die auch noch die späte Nachwelt bewundern wird, nicht zur Rettung führen.

Während der nächsten Tage hatten fünfzig Feuerschlünde drei große Sturmlücken geschossen und dem Feinde so die Stadt geöffnet. Er drang mit drei Heerhaufen ein, konnte sich aber aus allen Straßen, aus allen Häusern, aus allen Dachlücken und Kelleröffnungen angegriffen, kaum einige Stunden lang hinter den Wällen behaupten.

Während dieser wahrhaft spartanischen Vertheidigung stieg jedoch die Noth in der Stadt immer höher. Gemüse und frisches Fleisch fehlten; auch das Brod mangelte schon in manchem Hause; eine Henne kostete fünf Piaster.

Ohne jene Tapfern, die in heldenmüthiger Vertheidigung auf den Wällen fielen, raffte die Seuche, die

immer mehr um sich griff, täglich über 300 Personen dahin. Da es an gesunder Nahrung, an Betten und Medicinen fehlte, so gingen die meisten Wunden in Brand über. Das Verderben raste, und bald fehlte selbst der Boden, um die Leichen zu begraben.

Trotz aller dieser Schrecken verwarfen die stolzen Arregonier jede Aufforderung die Stadt zu übergeben. Wer sich beklagte, wurde als ein Verdächtiger verurtheilt, und fast jeden Morgen fand man auf dem Casso und auf dem großen Markte solche Unglückliche aufgehangen.

Der Entschluß, Saragossa zu behaupten oder unterzugehen, hatte in Aller Herzen tief und fest Wurzel gefaßt, und da beinahe jede Familie bereits ein ihr theures Glied verloren hatte, so theilte sich der Schmerz und knüpfte das Bündniß zu Schutz und Trutz noch fester.

Tag und Nacht dauerte der Häuserkrieg ohne Unterbrechung fort. Man schlug sich um jede Scheidewand, um jede Treppe, um jede Kammer, um jedes Dach, kurz jeder Schritt, den die Feinde vorwärts thaten, kostete Menschenleben. Oft, wenn man sich von den Kellern bis unter das Dach, und von demselben wieder bis hinab in den Keller vergeblich geschlagen hatte, sprengte der eine oder der andere Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. So schlug man sich fortwährend in den Höfen und in den Zimmern. Nicht selten traten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer.

Am 7. Februar griffen die Franzosen den Mittelpunkt der Stadt an, und mörderischer und blutiger als je entbrannte der Kampf über und unter der Erde. Wollte man siegen, so mußte man die Spanier töd-

ten; denn trotz der freiwilligen Aufforderungen des Marschalls Lannes, sich zu ergeben, beharrten die Spanier bei ihrem Entschluß, zu siegen oder zu sterben, jedes Haus den Flammen übergebend, das sie nicht mehr vertheidigen konnten. Man schlug sich in den Stollen mit Säbel, Bajonett und Dolch, und als durch einige in die Luft gesprengte Minen ein Theil des Universitätsgebäudes einstürzte, kämpften bleiche, abgemagerte Jammergestalten noch mit schrecklicherer Erbitterung und Wuth unter wankenden, einstürzenden Mauern und unter brennendem Gebälke gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten so lange, bis sie ihren Anfall bekamen, wo sie dann Andere, deren Anfall vorüber war, wieder ablösten.

In einem Hause hatten die Franzosen bereits das Erdgeschoß erobert, während zwölf Spanier den ersten Stock heldenkühn vertheidigten. Da warf eine Mine die Wandmauer um, der Fußboden stürzte herab und beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Solche Scenen wechselten täglich, in den Schrecken den sie boten wetteifernd. Palafox, dieser tapfere General, lag als ein aufgegebener Mann wundkrank in einem Keller. Ueber zwanzig tausend Bomben waren in die Stadt gefallen, die nun größtentheils aus Schutt und Trümmern bestand. Es gab keine Siechhäuser und kein Heilmittel mehr, auch bestand die ganze Besatzung Saragossas kaum mehr aus 9000 Mann, doch auch diese wollten sich nicht ergeben.

Es war spät in der Nacht, als Francisko in den Keller trat, in welchem sein Bruder und dessen todtkrankes Weib die Nacht hinbrachten. Sotello saß auf einer mit Pulver gefüllten Kiste in unendlicher Wehmuth das Auge auf Maria geheftet, die auf einer Bin-

senmatte in leisem Schlummer lag, der dem nahen Tode voranging.

„Wie steht's um Palafox?" fragte Carlos, das verwundete mit einer Binde umschlungene bleiche Haupt zu dem Eingetretenen erhebend.

„Uebler als je," entgegnete Francisko, dessen Wangen eingefallen und dessen Augen fast erloschen waren. Da er so viel Elend und Jammer sah, aß nämlich der fromme Jüngling nur so viel, daß er sich vor der Sünde freiwilligen Hungertodes verwahrte; dabei besuchte und pflegte er Tag und Nacht die Verwundeten und Kranken, reichte den Sterbenden das heilige Abendmahl, gegen Freunde und Feinde die gleiche Christenliebe bethätigend.

Ein wildes Waffengetöse drang jetzt in den Keller hinab wo Sotellos Gattin sterbend lag, und einige donnerartige Schläge verkündeten das Auffliegen von Minen. Carlos kümmerte sich nicht um den so wilden Lärm; denn bei der Kunde, daß der Zustand des Palafox sich statt verbessert, verschlimmert habe, sah er die Trümmer von Saragossa in den nächsten Tagen in den Händen der Feinde.

„Wie fühlt sich Maria?" fragte der Mönch, der ihr vor einigen Stunden den Torst unserer heiligen Religion gereicht.

„Die Arme ist ihrer Auflösung nahe," sprach Carlos mit bebender Stimme, ließ sich von der Pulverkiste auf ein Knie herab und küßte schonend die Stirne der Gattin, die bereits eine Wachsgelbe überzog. „O still, still!" bat Carlos als er sah, wie Maria die Lippen öffnete, mit dem halbgebrochenen Auge ihn suchte und sich zu sprechen mühte. Francisko erhob die Laterne, in welcher ein trübes Licht flackerte, und be-

leuchtete das ungemein leidende Antlitz der armen Gattin und Mutter, deren energische Kraft durch das fortgesetzte Elend endlich gebrochen war. Sie, die während des Häuserkrieges mit wahrer Todesverachtung an der Seite ihres Gatten gekämpft und einige Verwundungen erhalten hatte, sie lag jetzt da, fast unfähig den schmerzlichen Händedruck ihres Gatten zu erwiedern.

„Ich sterbe, sprach sie endlich nachdem sie lange mit dem Athem gekämpft, und ich hoffe Dich, mein Carlos! bald jenseits wieder zu sehen! Komm bald zu mir und zu meinem lieben Kinde. Hier herrscht der Hader, und jenseits nur ist Frieden!" Sie schwieg eine Weile, dankte dann Francisko, diesem jungen edeln Priester, der ihr frommes Vertrauen auf eine so erkräftigende Weise zu heben gewußt, faltete die Hände und betete laut mit der letzten Kraft ein Vaterunser und ein Ave Maria. Die beiden Anwesenden beteten mit ihr: „Heilige Jungfrau del Pilar! in deinen Schutz empfehl ich meine Seele," sprach sie dann, und nach dem Rufe: „Leb wohl, mein Spanien, mein schönes Vaterland! leb wohl, mein Carlos!" ließ sie ihr Haupt an die Brust des Gatten sinken, und verschied.

In Schmerz aufgelöst, preßte Sotello die Heimgegangene an das bang klopfende Herz, ließ sie dann leicht auf die Binsenmatte nieder gleiten, und blieb über eine Stunde neben der Todten knieen.

Ein heftiger Wind begann zu wehen, Asche und Rauch von den Trümmern empor wirbelnd. Wolken von trüber, trauriger Farbe flogen am Monde hin, und in den mit Häusertrümmern, Todten und Verwundeten bedeckten, kaum mehr kenntlichen Strassen, stöhnte der Jammer und keuchte das Elend. Von dem Modergeruch angewidert, heulten die Hunde unter

Schutt und Gebälk sich verkriechend, und der Ebro rauschte so melancholisch als betraure er Saragossas Unglück.

Sotello, des Todes erkältenden Hauch bereits im Gebeine fühlend, empfing jetzt nach abgelegter Beichte neben dem Lager der todten Gattin knieend, das heilige Abendmahl, dann streckte er sich in einer Ecke des Kellers auf den feuchten Steinboden nieder, und lehnte das verwundete Haupt, das ihn entsetzlich schmerzte, an die kalte Wand. So schlummerte er ein, und Francisko warf sich in der verschwiegenen Einsamkeit des Gewölbes auf die Kniee nieder, das fromme, heilige Gemüth zu Gott dem Herrn erhebend.

Endlich dämmerte der Morgen herauf, und der letzte Sturm tobte über Saragossa herein. Vereint und fest an einander angeschlossen kämpften noch ein Mal Männer, Frauen, Kinder und Priester. Doch ehe es Abend wurde, waren die Meisten gefallen. Die Andern zogen sich schwer verwundet oder kampfermattet in die Trümmer zurück, und mit Schmerz und Trauer nahmen die Franzosen jetzt Besitz von diesem weiten Umfange rauchender und mit Blut überströmter Ruinen, wo Saragossa — gestanden hatte. Ueber sechs Tausend unbegrabene Todte lagen vor den Kirchen auf den Strassen und in den Schanzgräben. Sotello hatte noch ein Mal gekämpft wie ein Held, und oft dem Bruder das Leben gerettet, der mit dem Kruzifix in der Hand die Reihen der Kämpfenden durcheilte, die an seiner Seite Niederstürzenden mit frommem Eifer ermahnend, die Seelen vor dem Scheiden noch ein Mal zu Gott zu erheben.

Von feindlichen Kugeln niedergeworfen erwachte Sotello erst, als der Abend dunkelte und der Kampf schwieg. Er schleppte sich zu dem Keller hin, in wel-

chem Maria lag, raffte sie mit der letzten Kraft empor, und während er von dem Blutverlust erschöpft, schon nicht mehr klar sehen konnte, erreichte er die Kirche Neustra Seuora del Pilar. Er wankte durch das Portal und ließ bei dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, das jetzt noch hoch auf der Säule von feinem Jaspis steht, die theure Last auf den Marmorboden nieder. Dann sank er selbst in die Kniee, betete zu Jesus Christus und zu seiner gebenedeiten Mutter, umklammerte mit einem Arme die Todte, mit dem andern die Steinsäule, und an dem Jaspis niedergleitend sank sein Haupt rückwärts und seine für Glauben und Vaterland begeisterte Seele entschwebte dem Gebäude des Körpers, der jetzt in sich zusammenbrach wie Saragossas einst so feste Mauern.

So traf ihn Francisko, als er mit einigen Verwundeten und Weibern und Kindern in dem Heiligthum Schutz suchte. Alle wurden bei dem Anblick dieser Gruppe gerührt, und als jetzt die Feinde eintraten, so bezeichnete man ihnen den Gefallenen als Spaniens ersten Matador der Arena, und als einen der wärmsten und edelsten Vertheidiger des bedrängten Vaterlandes.

Eine Todtenstille schwebte jetzt über den öden Trümmern. Der Feind ließ nur die nöthigen Truppen einrücken, um den ungeheuern Leichnam von Saragossa zu bewachen. Lannes, der feindliche Befehlshaber, behandelte die Ueberlebenden mit Milde.

Das blühende uralte Saragossa konnte jetzt nur noch die „Todtenstadt" genannt werden.

So wie die Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen, so ging es auch damals in diesem verzweifel-

ten Kampfe, und die Freiheit, die die Gefallenen hier nicht erkämpfen konnten, fanden sie hoch über der Erde bei Gott. In ihrem muthigen Ringen bis zum Tode gegen den Druck des gallischen Diktators, retteten sie in einem Zeitalter die Ehre der Fürsten und Völker, wo alle Selbstständigkeit und Freiheit dem Untergange nahe war. Den Regenten aller Nationen zeigte die Todtenstadt Saragossa, wie auch sie durch einen heiligen Bund der Einheit sich ihrer Fesseln lebend oder sterbend zu entledigen haben, und von dem Beispiele entflammt, das die spanischen Kämpfer sich dem Tode weihend gaben, ahmten ihnen zuerst die muthigen Tyroler nach, die Fremdlinge aus ihren Bergen vertreibend, und ihr Gut und Blut ihrem Kaiser opfernd.

Francisko zog sich wieder in die Einsamkeit seiner Zelle auf den Montserat zurück, und als sich Saragossa nach Napoleons Sturz schon in der Mitte des Jahres 1816 schöner als zuvor wieder aus den Ruinen erhoben hatte, und Ferdinand VII. auf dem Throne saß, tauchte oft noch vor dem Einsiedler, den man nie mehr lächeln sah, das grause Bild der Todtenstadt auf. Mit Wehmuth erfülltem Herzen betete er dann in seiner luftigen wolkenumzogenen Einsiedelei für die theuern Gefallenen, las die frommen Sprüche, die über dem Todtenkopf und über dem Weihwasserbecken in Stein eingegraben waren, begoß den üppig wuchernden Thymian und Rosmarin und bedauerte, daß so viele Anstrengungen und Aufopferungen dem spanischen Volk, das so Namenloses gelitten, doch keinen dauernden Frieden erringen konnten. Schmerz und Kummer nagten an seiner Brust, und als die Mönche des Hospitiums den hellen Klang des Glöckchens von

der Einsiedelei Sanct Hieronymo nicht mehr wie sonst, Morgens und Abends, vernahmen, stiegen Einige zu Francisko hinauf. An dem Tische sitzend, auf dem ein Gebetbuch lag, war er verschieden, zerfallen mit der Welt, einig mit Gott! Auf einem Blatt Papier das neben ihm auf dem Tische lag, standen die Worte: „Nur über den Sternen wohnt der wahre Friede und das wahre Glück!" Die verklärt lächelnden Lippen seines Todtenantlitzes zeigten, daß er vor dem Scheiden von diesem Gedanken fest und überzeugend durchdrungen war.

Werner-

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ambach, Eduard <<von>>,

Die Todtenstadt, oder der Matador der Arena Ein Charakter- u. Heldengemä
lde aus den Zeiten des spanischen Befreiungskampfes gegen die
napoleonische Herrschaft. Der reiferen Jugend gewidmet von dem Verfasser '
der Kinder der Wittwe'. Mit 1 Stahlstiche

Augsburg 1849

Paed.pr. 120
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758981-8